3/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427–5217

FREIE Welt

Busen-Damm
Leningrads Schutzschild ins Meer

Mensch und Klima
Sibirien – Medizin vor neuen Aufgaben

Medeo-Riten

Ein Leben auf eisiger Umlaufbahn

Sibirische Geschichten (I)
Besuch beim Schriftsteller Valentin Rasputin in Irkutsk **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Energetik
Estlands Ölschiefer – Estlands Energiequelle **Seite 16**

Medizin
Probleme der Anpassung an das Klima Sibiriens **Seite 18**

Sport
Staffel-Dramatik in der weißen Spur **Seite 22**

mobile **Seite 24**

FW-Serie
Intrigen hinter den Kulissen **Seite 26**

Friedensplakate
Folge 5:
Hajo Schüler **Seite 28**

Musik
Dang Thai Son, ein junger vietnamesischer Pianist **Seite 30**

Theater
Einst kam es zum Prozeß um den Festvorhang im Prager Nationaltheater **Seite 32**

Erzählung
Konstantin Abramow: „Tigerfang im Sichote-Alin“ **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Benjamin und Benjamin **Seite 40**

Russisch-Lehrgang
Alltagswendungen
2. Lektion **Seite 41**

Leserforum **Seite 44**

Bildbericht
Wehrdamm bei Leningrad **Seite 46**

Polemik aktuell **Seite 48**

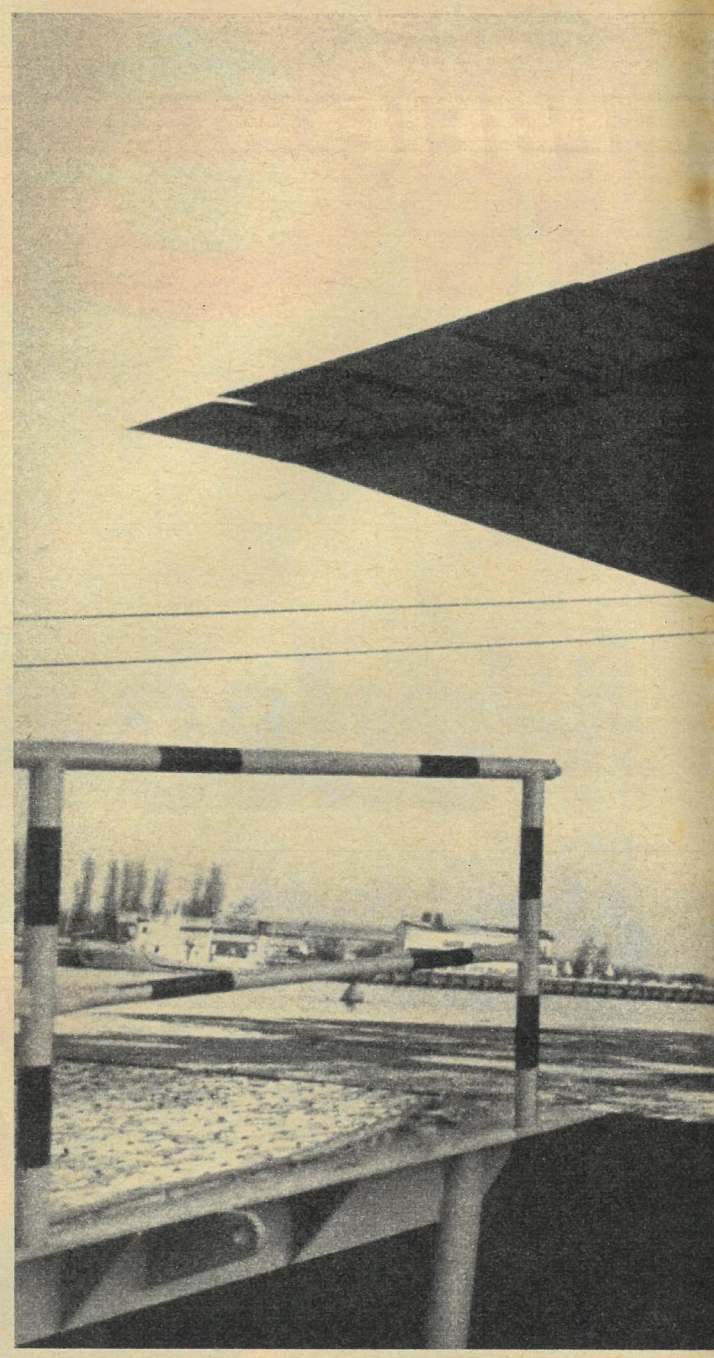
Reisereportage
Unkonventionelles auf dem Eis von Medeo **Seite 50**

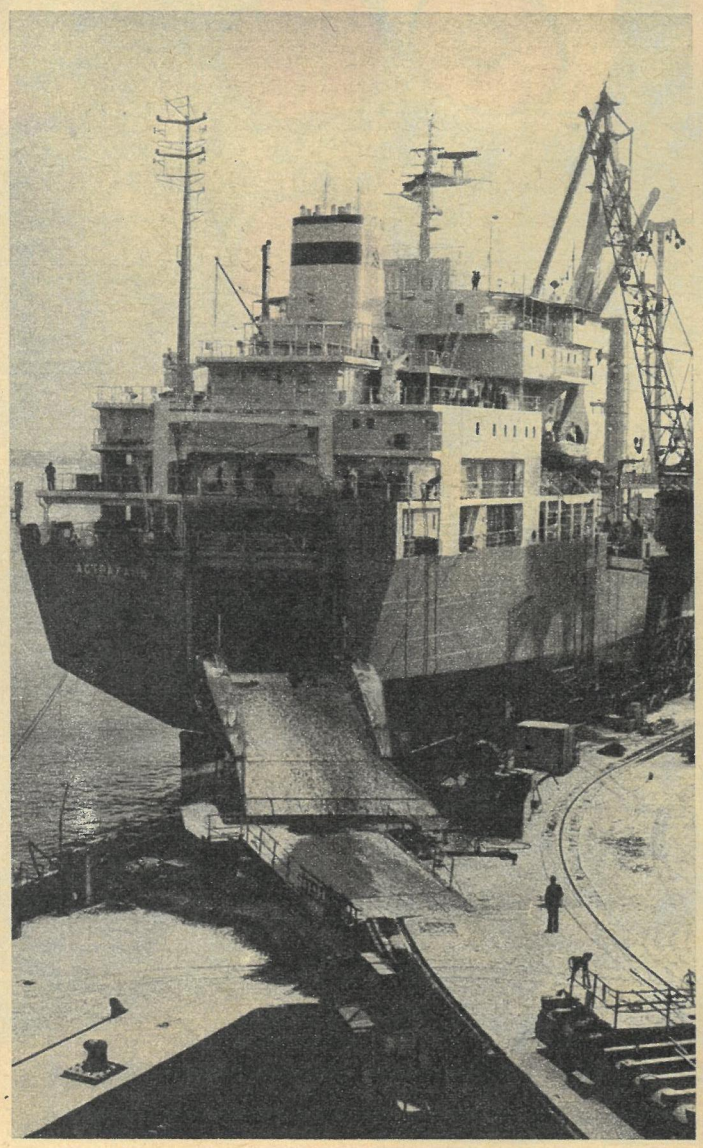
Titelzeichnung:
Manfred Bofinger

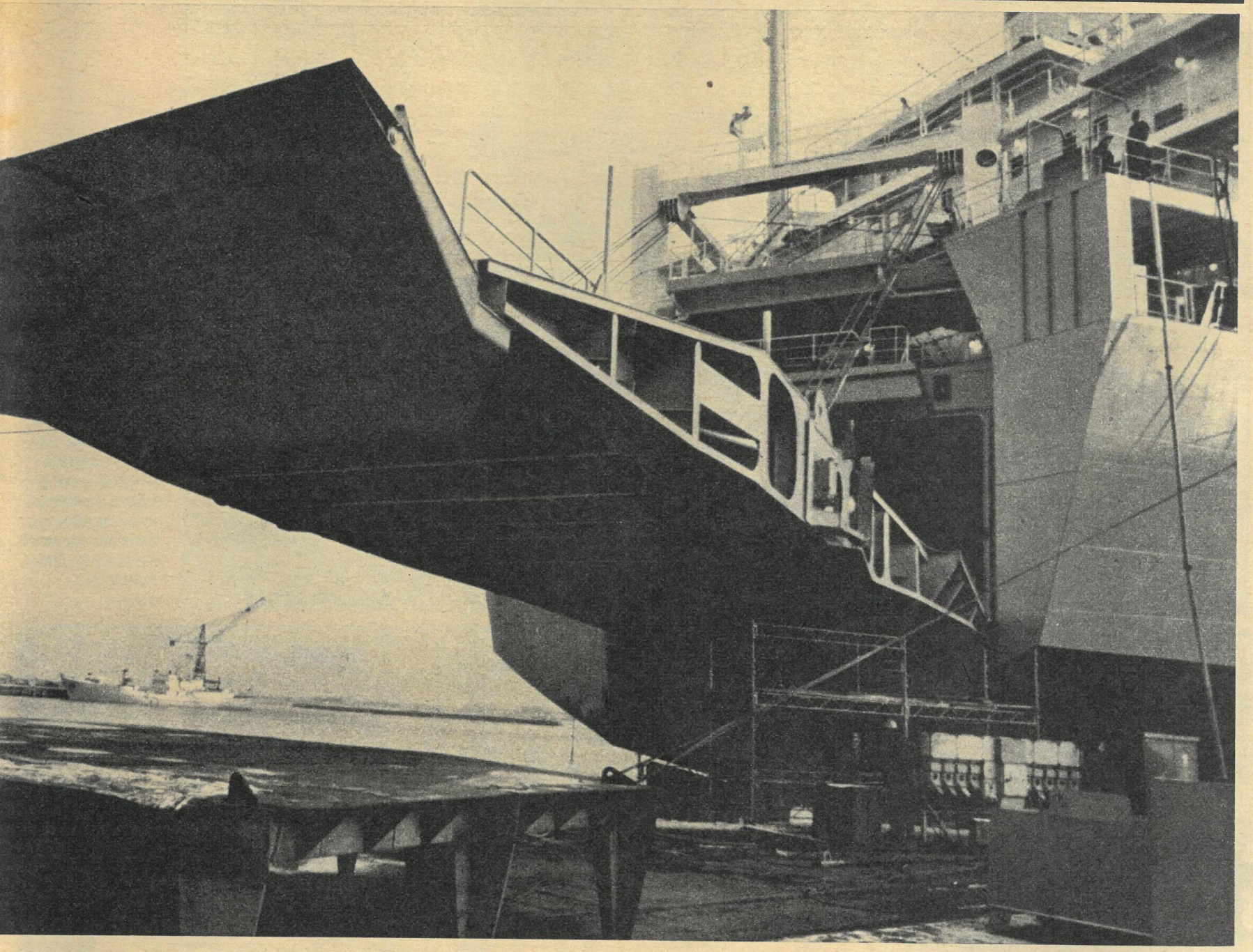
Redaktionsschluß für dieses Heft: **27. 1. 84**

Lo/Ro-Schiff mit Pfiff

Ein neues Schiff an der Pier. Ein neuer Meeresgast vor seiner ersten Reise unter der roten Flagge…
Es ist wiederum Dienstag – wie vor genau 140 Tagen: beim frühmorgendlichen Stapellauf im glutheißen August, als der kolossale stählerne Schiffsleib des Lo/Ro-Frachters „Astrachan“ von seiner Helling-„Wiege“ auf der Warnowwerft mit aufschäumender Heckwelle zu Wasser glitt. Nur zwanzig Wochen seither. Und das beim ersten Schiff einer neuen Serie – mehr noch: einer vollkommen neuartigen Frachtergeneration von Schiffen, die zwei Frachtertypen miteinander vereinigen, indem sie ihre Ladung sowohl vertikal mittels Kran wie fährenähnlich horizontal übernehmen (Lo/Ro = Lift-on-lift-off / Roll-on-roll-off). Obendrein weiß man, daß der himmlische Wettermacher den Schiffbauern fortwährend hart zugesetzt hatte – mit tagelangen dicken Herbstnebeln, einem unerwartet frühen Wintereinbruch, begleitet von Schneetreiben, Frost und Eis, anhaltenden Regengüssen und heftigen Wolkenbrüchen sowie den Stürmen und Orkanen an der Jahreswende. Aber – das gegebene Wort wurde erfüllt, ehrenhaft.
Übermorgen schon, am 142. Tag nach Schiffstaufe und Stapellauf, wird die „Astrachan“ in See gehen – Kurs Leningrad, zum neuen Heimathafen. Doch bevor sie den Werftkai verläßt, vollziehen Schiffbauer und Seeleute gemeinsam das ob-







ligate Zeremoniell: den Flaggenwechsel.

Nachmittag; zweite Stunde der Spätschicht. Tiefhängende Wolken haben sich seit dem Morgen über der Küste mit Nieselregen und Graupelschauern ausgeschüttet. Aufkommender Wind fegt sie landein. Und er läßt sogar, als wüßte er um das Bevorstehende, für Momente immer mal wieder die Sonne durchs Himmelsgrau lugen. Die Wünsche der Schiffbauer für die Seeleute und das Schiff, das sie dem Meer anvertrauen, ebenso der Dank der Fahrensleute an die Werftkumpel, bedürfen keiner vielen Worte. Dann, während der Hymnen, wird am Flaggenmast die Fahne des Herstellerlandes DDR niedergeholt, steigt das rote, leuchtende Banner der UdSSR auf.

Mit einem Frachter der „Astrachan"-Serie werden die Schiffbauer der Warnowwerft nächstens ihr 300. Neubauschiff zu Wasser bringen, und zugleich sind die Lo/Ro's nunmehr schon der zwanzigste Schiffstyp, den sie auf Kiel legen, seit vor reichlich drei Jahrzehnten am Breitling erstmals neue, seegehende Schiffe gebaut wurden. Zwei Jubiläen also bei einer Serie, die – dank dem Partner UdSSR – neuerlich eine bedeutende, große Serie zu werden verspricht.

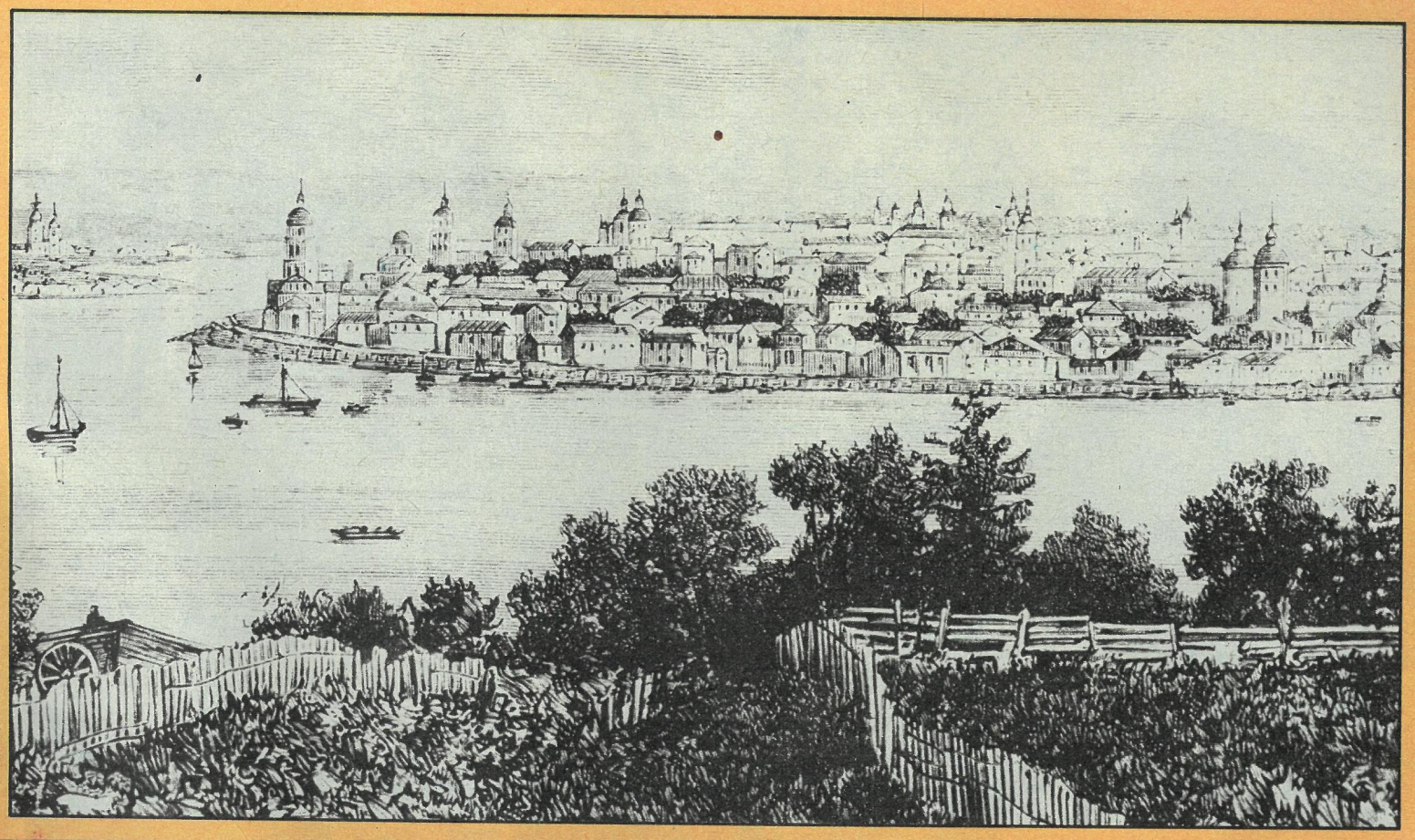
Überhaupt stellt sich der DDR-Schiffbau, dessen 56 000 Kombinatsangehörige sich im Gegensatz zu ihren Kollegen im Schiffbau der kapitalistischen Welt um den gesicherten Arbeitsplatz nicht zu sorgen brauchen, das ehrgeizige Ziel, bis 1985 sein gesamtes Typenprogramm vollständig zu erneuern. Mit den voriges Jahr auf Kiel gelegten fünf neuen Typen, darunter den Lo/Ro-Frachtern aus Warnemünde, ist das Vorhaben derzeit bereits zur Hälfte erfüllt. Solche Weitsicht aber, verbunden mit der Beharrlichkeit, den Kunden ständig hochmoderne, optimal leistungsfähige Schiffe anzubieten, ist unerläßlich, um unserem Schiffbau weiterhin ausreichend Bauorder und prosperierende Zukunft zu sichern.

Von dieserart Kontinuität weiß auch „Astrachan"-Kapitän Koroljow zu sprechen: „Schon zum drittenmal übernehme ich in Warnemünde ein Schiff. Zuerst war es die ‚Wolchow', vier Jahre später, 1970, die ‚Wladimir Iljitsch' – gute, starke Schiffe, die sich in der Flotte bestens bewährten. Nun erhielt ich das Kommando über die ‚Astrachan' – ein Schiff neuer Art. Und ich verrate kein Geheimnis, wenn ich sage, daß wir uns vom Einsatz der Lo/Ro's sehr viel versprechen. Unsere ‚Jungfernreise' wird quer über den Atlantik gehen – nach Santiago de Cuba."

Die Kapitänsmeinung wird erhärtet durch die universellen Fähigkeiten, die diesen 18 000-tdw-Frachtertyp als wahrhaften „Alleskönner" auszeichnen: Geeignet, jegliche Art von Stückgut oder Schüttgut zu fahren, Container und Schwergut, lange oder sperrige Güter, aber auch Trailer und Fahrzeuge, die über die ausklappbare, dreiteilige, rund 25 Meter lange Winkelheckrampe (Bild oben) an beziehungsweise von Bord rollen. Überdies ist der neue Lo/Ro-Universalfrachter gleichfalls bestens mit bordeigenem Ladegeschirr bestückt; sein Schwergutbaum vermag sogar Lasten bis 125 Tonnen zu tragen. Diese Hievtechnik, ergänzt um die Klapprampe, gewährleistet ihm, selbst in solchen Häfen rundum an den Kontinenten laden oder löschen zu können, die landseitig unvollkommen ausgerüstet sind, was besonders für kleinere Ports sowie für viele Häfen von Entwicklungsländern zutrifft. Ein Neuer – inzwischen schon auf Reise, und hinweg über alle Ozeane begleitet von dem Wunsch für Allzeit gute Fahrt!

Noch rund siebzigmal in diesem Jahr werden an den Masten neugebauter Schiffe auf DDR-Werften die Flaggen wechseln.

Helmuth Pelzer (Text)
Lothar Willmann (Bild)



So wie auf dem nebenstehenden alten Stich sah Irkutsk vor 100 Jahren aus.
Eine der Straßen zwischen der Magistrale Karla Marxa und dem Rynok, dem Markt, h e u t e (Bild unten). Valentin Rasputin vor einem der ältesten Architekturdenkmäler im Zentrum der einst befestigten alten Stadt (Bild rechts).

MEIN IRKUTSK

„Du bist zeitlebens für das verantwortlich, was du dir vertraut gemacht hast."
Antoine de Saint-Exupéry

Exkursionen mit Valentin Rasputin durch heimatliche Bezirke
Ein Beitrag von Helmut Zemke (Text) und Volkmar Billeb (Bild)

„Fast 320 Jahre ist es her, seit der Bojarensohn vom Jenissej, Jakow Pochabow, an der Angara, gegenüber dem Irkut auf der Wercholensker Seite eine neue befestigte Staatssiedlung baute. Und heute noch steht Irkutsk, durch die Geschichte und das Leben weise geworden, friedlich auf der alten Stelle und kennt seine Kraft und seinen Preis." So beginnt Valentin Rasputin in einem Essay seine Wanderung durch heimatliche Bezirke. Interessante Einblicke in die kulturgeschichtliche Entwicklung seiner Heimatstadt wechseln mit offenkundigen Huldigungen, und auch Polemisches ist nicht ausgelassen. Als wir ihn vor fünf Jahren in Irkutsk kennenlernten, hatte er gerade seinen Roman „Abschied von Matjora" abgeschlossen — heute gilt unser Besuch nicht dem Erzähler, sondern dem Chronisten und Publizisten. Von ihm bereitet der Moskauer Verlag „Molodaja Gwardija" gegenwärtig ein Buch in der Reihe „Mein Vaterland" vor, in dem der Schriftsteller seine Gedanken zum Thema Heimat darlegt.

Mein Irkutsk

Wo einst ein Ostrog war

Zeitig schon sind wir an der Seite Valentin Grigorjewitschs unterwegs durch die Stadt, bestrebt, dieses Irkutsk mit den Augen Rasputins zu sehen; aber wie sieht er seine Stadt, sein Land, sein Sibirien? Warum beschäftigt ihn gerade als Publizist heute stärker denn je die Frage nach dem Woher und Wohin des Menschen? Wer seine Beziehung zur Heimat verliere, sagt er, sei vogelfrei. In seinen neuesten publizistischen Arbeiten findet der Schriftsteller zu diesem Thema Worte von großer Überzeugungskraft. Dem Sohn sibirischer Bauern und Jäger ist Heimat „... heilkräftiger Brunnen ... Lebenselexier, das dem Menschen seine Gestalt, seinen Geist, seine Ideen, seine unersetzliche Bestimmung wiedergibt". Er fühlt sich verpflichtet denen, die vor ihm waren, und deshalb ist die Geschichte, sind die Traditionen, ist die Kultur seines Landes für ihn von existentieller Bedeutung.

Es ist Morgen, jener kostbare Augenblick, bevor die Stadt erwacht. In dieser besonderen Stunde, behauptet Rasputin, hätte es Irkutsk leicht, auf den Betrachter zu wirken. „Es ist die frühe Stunde der Morgendämmerung, wenn die Sonne noch nicht aufgegangen und mit ihren warmen Wellen die aus dem Innern der Erde gekommenen Düfte der Nacht weggespült hat und die eiligen Passanten sie noch nicht davongetragen haben und die seltsame und kurzwährende Stille noch nicht vom Autolärm erstickt worden ist."

Da stehen wir auch bereits an der Stelle, da alles anfing, im Kern der einstigen Siedlung gegenüber der Mündung des kleinen Flüßchens Irkut, am nördlichen Ufer der Angara. Um 1652 erbaute man hier die erste hölzerne Befestigungsanlage, einen Ostrog. Aus diesem Kern wuchs die kleine Stadt zu einer einflußreichen Metropole heran.

Eine Brücke führt hier über die Uferstraße zum Strand der Angara. Nur wenige Schritte weiter, zwischen Fluß und Kirow-Platz, auf dem die ewige Flamme an die Gefallenen des Großen Vaterländischen Krieges mahnt, steht in vollkommen wiederhergestellter Schönheit das älteste Architekturdenkmal von Irkutsk – die Spasski-Kirche, 1706–1710 erbaut. Einen Steinwurf von ihr entfernt die Bogojawlenski-Kathedrale, fünfzehn Jahre jünger. Der überwiegende Teil der Stadt war im 18. und 19. Jahrhundert aus Holz, natürlicher Baustoff inmitten der Taiga. Mehrere Quartale schöner alter Häuser, wenn auch nicht aus dieser Zeit, zeugen von einer hochentwikkelten Holzarchitektur und vermitteln uns eine Vorstellung von der ursprünglichen Gestalt dieser Stadt.

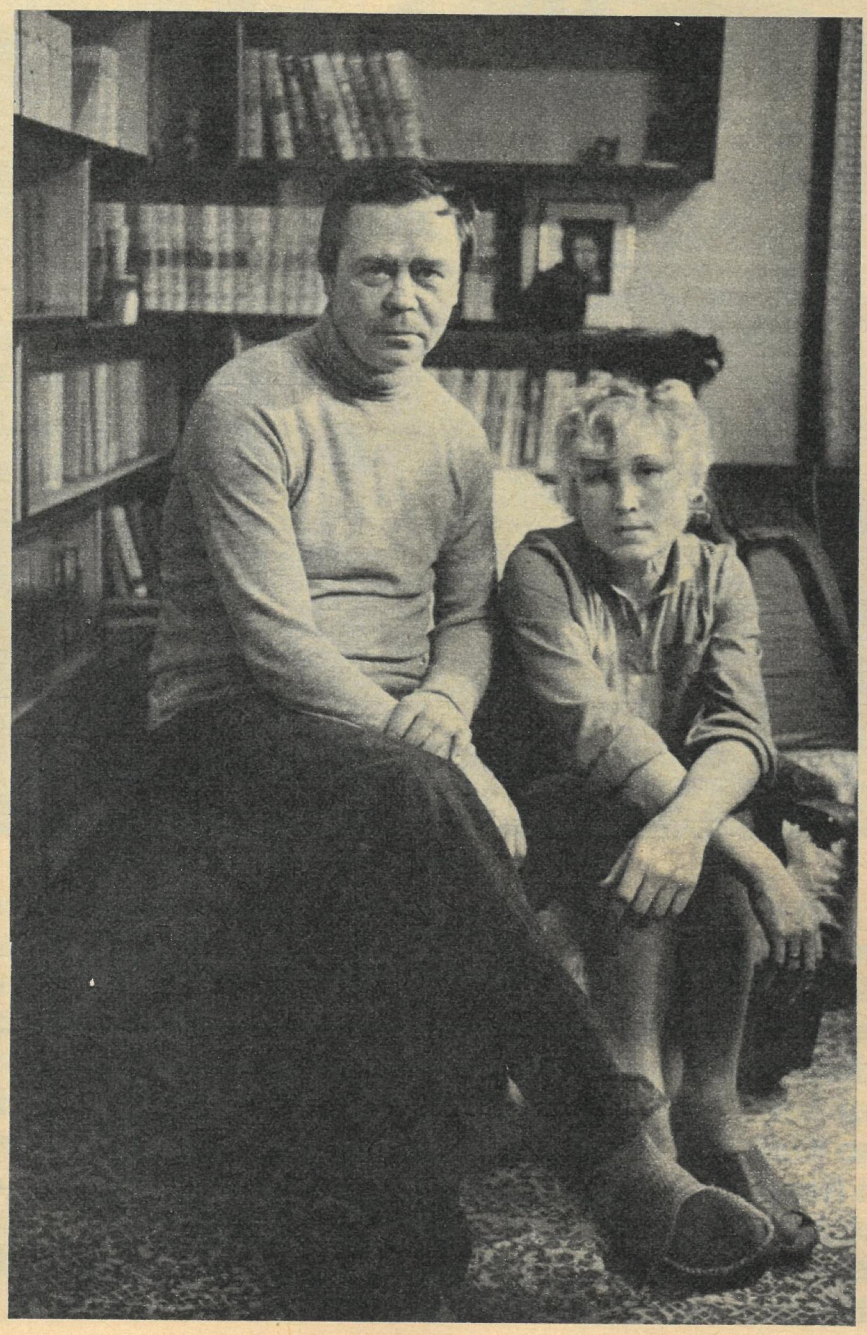
Kaufleute und Entdecker

Das Gesicht der Magistrale, der heutigen Karl-Marx-Straße, wurde nach dem großen Brand des Jahres 1879, der fast viertausend Häuser verschlang und fünfzehntausend Menschen obdachlos machte, durch mehrstöckige steinerne Kaufmannshäuser bestimmt.

Wir passieren die Tschechowstraße, die zum Rynok, dem alten Markt, führt. Hier Ecke Fourierstraße machte Anton Tschechow 1890 Rast auf seinem langen beschwerlichen Weg nach der Insel Sachalin. Seine Stücke übrigens, wie auch die von Gogol, Ostrowski, Gorki, Wampilow und Arbusow, erlebten in dem nur einige Querstraßen entfernten Dramatischen Theater, 1897 erbaut, ihre sibirischen Premieren. Ganz in der Nähe, im Haus Numero 13, arbeitete Jaroslav Hašek in der Politabteilung der 5. Armee. Und am Ende der Straße, schon am Angara-Boulevard die 1804 gegründete Wissenschaftliche Bibliothek der Staatlichen Universität Irkutsk.

Der Rynok war in früheren Zeiten zentraler Handelsplatz, wo Jahrmärkte stattfanden, die bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts im sibirischen Handel eine beherrschende Rolle spielten. Wie die ältesten sibirischen Städte Irbit, Tobolsk, Tjumen oder Jenisseisk, so war auch Irkutsk eine bedeutende Handelsstadt. Kauf und Verkauf großen Stils wurden hier über Kredite getätigt. In Irkutsk verlieh beispielsweise die Medwednikow-Bank zu 6 Prozent Zinsen im Jahr Geld an die Handelshäuser der Stadt. Der amerikanische Journalist und Sibirienreisende George Kennan stellte während seines Aufenthalts in Irkutsk 1885 fest, daß die Kaufleute und Fabrikanten der Stadt einen Jahresumsatz von mehr als 11 Millionen Rubel gehabt hätten.

Valentin Rasputin macht in seinem „Irkutsk-Essay" darauf aufmerksam, daß sich die sibirischen Kaufleute, was ihre Methoden der Bereicherung betraf, in nichts von Kaufleuten in anderen Teilen Rußlands unterschieden. Es waren, wie er schreibt, zumeist ähnliche Typen, wie sie Alexander Ostrowski in seinen Komödien zeichnet. Ohne die grobe und schmutzige Praxis dieses Gewerbes wären Profite derartigen Umfangs gar nicht möglich gewesen. Gleichzeitig jedoch waren diese Handelsherren und Unternehmer aus Gründen der Erweiterung ökonomischer Möglichkeiten auch an der Erforschung des Landes, an der Entwicklung von Kultur und Bildung, hier wo sie lebten, interessiert. Sie rüsteten Expeditionen aus und förderten die Tätigkeit der Geographischen Gesellschaft, die Irkutsk zu einem Zentrum naturwissenschaftlicher Unternehmungen erhob. So gingen die Entdeckungsfahrten und Erkundungen der nördlichen und fernöstlichen Regionen Sibiriens zum Zwecke ihrer wirtschaftlichen Erschließung fast ohne Ausnahme von Irkutsk aus. Wissenschaftler von Rang und Namen – Geographen, Botaniker und Zoologen, Völkerkundler und Sprachforscher sind mit der Kulturgeschichte dieser Stadt verbunden. Rasputin erinnert in diesem Zusammenhang besonders an die Irkutsker Kaufleute Schelichow und Baranow, die vierzig Jahre nach der Entdeckung Alaskas 1741 durch Bering, Tschirikow und Steller dort eine russische Handelsniederlassung einrichteten und damit als die Begründer des russischen Amerika in die Geschichte eingingen. Die Bank der Russisch-Amerikanischen Kompanie hatte von Anfang an ihren Sitz in Irkutsk.



Ein unwillkürliches Mekka

Auf dem kleinen Friedhof des Snamenski-Klosters, vor der Kirche gleichen Namens liegt Jekaterina Trubezkaja begraben, jene bewunderungswürdige Frau, die durch eigenes Beispiel das Signal gab für die Dekabristenfrauen, ihren Männern in Verbannung und Katorga zu folgen. Wer waren sie, diese adligen Empörer des Dezemberaufstands von 1825 gegen die brutale Selbstherrschaft, von denen Lenin sagte: „Eng ist der Kreis dieser Revolutionäre. Furchtbar fern stehen sie dem Volk." Sie wollten den Zaren stürzen, eine demokratische Republik ausrufen aus dem Geist der Französischen Revolution. Aber ohne die Unterstützung des Volkes blieb ihnen der Sieg versagt. Dies begriffen sie erst, als sie in den Verbannungsorten das Leben mit dem „gemeinen Mann" teilen mußten. Da aber gingen sie mit großer Zielstrebigkeit und unbeugsamen Willen ans Werk, den „Erniedrigten und Beleidigten" ihre Lage bewußt zu machen.

Auf ihrem Wege in die Erzgruben von Nertschinsk, nach Transbaikalien und in die jakutische Einöde wurden sie von der sibirischen Bevölkerung mit Sympathie und Mitgefühl aufgenommen. In Irkutsk, so wird berichtet, läuteten die Kirchenglocken zu ihrem Empfang. Michail Lunin, eine der hervorragendsten Persönlichkeiten der Dekabristenbewegung, zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt und später zur Ansiedlung im Dorf Urik bei Irkutsk „begnadigt", schrieb in einem Brief, daß man ihnen alles rauben konnte, aber nicht die Liebe des Volkes. „Sie tut sich kund in der Verehrung, mit der man ihre leidgeprüften Familien umgibt; in dem Heiligen-

Auf Streifzügen durch seine Heimatstadt findet Valentin Rasputin Erholung und neue Anregungen für seine Arbeit, hier auf dem Rynok (Bild links).

Das historisch bedeutsame Snamenski-Kloster mit Gräbern von Dekabristen, die in der Verbannung starben. Auch die Frau eines der Führer des Dezemberaufstandes von 1825, Jekaterina Trubezkaja, liegt hier begraben (Bild unten). Ein traditionelles Gewerbe ist der Fischfang auf dem Baikalsee, aus dem auch die naheliegende Großstadt Irkutsk versorgt wird (Bild ganz unten).

Zahlreiche Neubauviertel wie dieses (Bild oben Mitte) umgeben den alten Kern und das heutige Zentrum von Irkutsk. Die Karl-Marx-Straße an einem herbstlichen Sonntag morgen (Bild darunter). Diese Magistrale ist Geschäftsstraße, Wirtschafts-, Verwaltungs- und Kulturzentrum zugleich. Einige Schritte durch Höfe und Gärten von der Karla Marxa entfernt, unweit der Angara, wohnt Valentin Rasputin mit seiner Familie, hier der Schriftsteller mit seiner Frau Swetlana in seinem Heim (Bild linke Seite).

Mein Irkutsk

schein, der ihren Frauen verliehen wurde, weil sie die Kerkerhaft ihrer Männer teilen; in dem Eifer, mit dem man die Briefe der Verbannten sammelt, denn daraus spricht ein lebenspendender Geist."

Worin bestand dieser Geist?

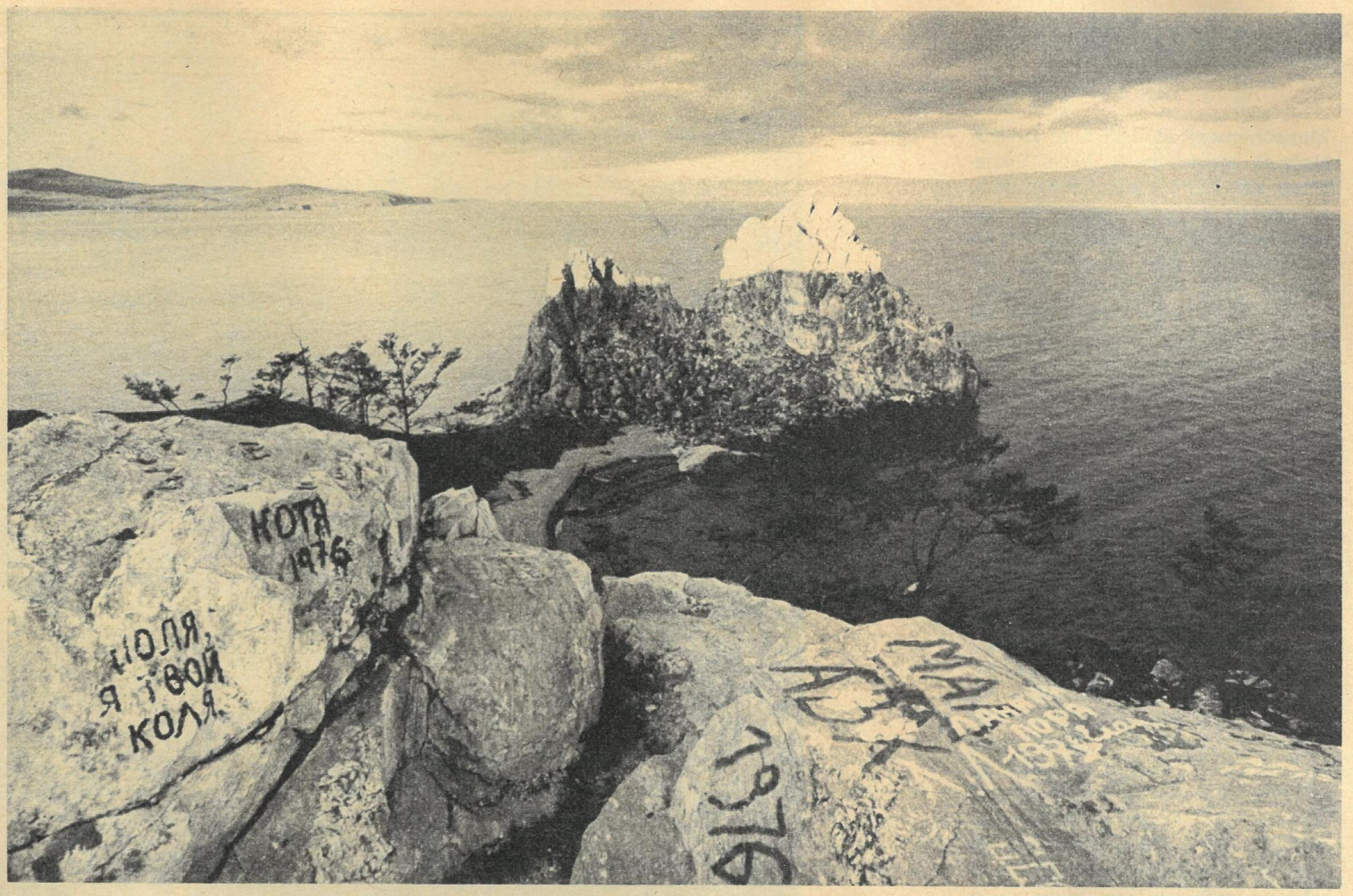
Lunin selbst lebte und arbeitete in Urik mit den Bauern, er lehrte sie lesen, schreiben und denken und organisierte mit Wolkonski, einem Mitverschworenen, und dessen Frau Maria Lesezirkel. Wolkonskis bescheidenes Haus in Urik wurde zu einem Zentrum der Volksaufklärung. Der Dichter Wladimir Rajewski, der schon 1822 wegen revolutionärer Propaganda in der Armee zum Tode verurteilt und zur Verbannung nach Sibirien „begnadigt" wurde, züchtete in dem oberhalb von Irkutsk liegenden Angaradorf Olonki als erster Gurken in Treibhäusern und lehrte dies die Bauern und sorgte sich, daß der Geist des Widerstandes und der Aufklärung nicht erlahmte. Sergej Trubezkoi, einer der Führer des Aufstands, organisierte die Erschließung von Goldvorkommen an sibirischen Strömen; sein Haus in Irkutsk, heute sorgsam gepflegtes und gestaltetes Dekabristenmuseum, war Sammelpunkt der fortschrittlichen Intelligenz. Einflußreiche Kaufleute in Irkutsk, durch feudale Mißwirtschaft, Korruption und Engstirnigkeit des Beamtenapparates der Petersburger Regierung abgestoßen, unterstützten die geistig-kulturellen Bestrebungen der Revolutionäre. Nicht selten waren Dekabristen als Lehrer in den Häusern der reichen Bürger angestellt. Selbst ein so hoher Beamter der Regierung wie der Gouverneur überließ ihnen die Erziehung seiner Kinder, so daß man fast sagen könnte, wie

Rasputin schreibt, daß nicht die Irkutsker die Dekabristen, sondern die Dekabristen die Irkutsker erzogen. Mit den mutigen Männern des Dezemberaufstands und ihren Frauen nahm das Geistesleben der Angarastadt einen nachhaltigen Aufschwung. Die Adelsrevolutionäre blieben nicht lange unter sich. Jede neue revolutionäre Welle aus dem Westen warf zahllose politische Verbannte an den Irkutsker Strand: Teilnehmer des polnischen Aufstands von 1863, Volkstümler und Mitglieder des Petersburger Petraschewski-Kreises, dem auch Fjodor Dostojewski angehörte, nicht zuletzt die revolutionären Demokraten, wie der Schriftsteller Nikolai Tschernyschewski, den man in die Bleibergwerke von Kadaja bei Tschita und später nach Jakutien schickte.

Zahllos sind die Opfer des unmenschlichen Verbannungssystems. Wer jedoch überlebte, der bekämpfte die Selbstherrschaft ungebrochen. Generationen von Revolutionären bis hin zu den Mitgliedern der russischen Kommunistischen Partei gaben den Geist des Widerstands und des Schöpfertums weiter. Überall, wo sich die „Unglücklichen", wie sie von den Sibiriern mitleidsvoll genannt wurden, niederließen, beflügelten sie die Hoffnung und den Glauben des Volkes an entschieden glücklichere Zustände. Irkutsk selbst wurde zu einer Stadt, von der der durchreisende Anton Tschechow sagte, sie sei eine intelligente Stadt. Valentin Rasputin nennt sie, der alles zustrebte, ein unwillkürliches Mekka.

Was du dir vertraut gemacht

Das unwillkürliche Mekka entwikkelte sich unter der Sowjetmacht zu einem „sibirischen San Francisco". Die Oblast Irkutsk, sieben Mal größer als die DDR, gehört zu den industriell erschlossensten Regionen Sibiriens. Zivilisation und Kultur haben hier ein Niveau erreicht, von dem die Revolutionäre damals nur träumen konnten. Die Stadt, zu Zeiten des Amerikaners Kennan mit 36 000 Einwohnern, mit einer Filiale der Kaiserlichen Geographischen Gesellschaft, einer öffentlichen Bibliothek, einem Theater, einer Wochenzeitung und etwa 30 Schulen bedeutendste Stadt Sibiriens, hat heute ihre Einwohnerzahl verzwanzigfacht; sie ist Sitz zahlreicher Forschungsinstitute der Akademie der Wissen-



Bildschnitzer Juri Panow und Schriftsteller Valentin Rasputin finden stets interessante Gesprächsthemen, hier im Garten Panows im Dorf „Großer Fluß" (Bild linke Seite). „Familie" nennt Panow schlicht seine Holzplastik (Bild linke Seite Mitte). Am Austritt der Angara aus dem Baikalsee liegt der sagenhafte Schamanenstein (Bild rechts).

schaften, einer Reihe von Hoch- und Fachschulen, großer Bibliotheken, einer Universität, verfügt über vier Theater, eine Philharmonie, nicht zuletzt über eine bedeutende Sammlung von Werken der bildenden Kunst.

Dem alten, ehrwürdigen, dem neuen, dynamischen Irkutsk, der Landschaft des Kontinents Sibirien und natürlich ganz besonders dem einzigartigen Baikal hat der Schriftsteller Valentin Rasputin manches Preislied gesungen. Sibirien ist ihm, wie jedem Sibirjaken, das Vertraute, das man schützen und bewahren müsse gegen jede Gefahr. „Jeder muß", so sagt er, „etwas tun, um den Kreis des Lebens zu schließen – Kinder großziehen, Bäume pflanzen, das Leben, den Frieden schützen". Diese Verantwortlichkeit für sich und seine eigene Handlungsweise hält der Schriftsteller für den grundlegenden Charakterzug einer echten Persönlichkeit. Gerade jetzt, da die Menschheit in ihrer Existenz bedroht ist, die Verödung des ganzen Erdenrunds wie eine apokalyptische Vision auftaucht, wird dem Verantwortungsbewußtsein jedes einzelnen das höchste abverlangt. Auch wir müßten wie die Darja aus Rasputins Roman „Abschied von Matjora" in dieser Stunde auf die jahrhundertelange Reihe unserer Vorfahren blicken und uns fragen: Wofür haben jene gelebt? Und wofür leben wir?

Diese Fragen stellen, heißt nach Rasputin, Vergangenheit und Gegenwart verknüpfen, das Leben als ein Kontinuum begreifen, heißt auch, sein Gewissen wachhalten, seine Verantwortung wahrnehmen.

Am nächsten Morgen verlassen wir die Stadt auf der Straße zum Baikalsee. Valentin Grigorjewitsch will einen alten Freund besuchen in einem der Angaradörfer. Der Erzähler zeichnet sie und die sie umgebende Landschaft mit kräftigen Strichen. Man empfindet sofort Vertrautheit. Obwohl Rasputin keine Gedichte schreibt, lesen sich manche Naturschilderungen wie Poesie, sie führen uns in eine Welt voller Licht und Farben. „Kaum ist es August", heißt es, „so schwindet schon der Sommer und es wird Herbst auf eine Weise, als käme er nach Hause." Lang und still ist der Herbst in Sibirien, und nicht selten komme es vor, daß die Knospen, verlockt durch Wärme und Licht, ein zweites Mal aufblühen. „Der wilde Rosmarin... prangt fröhlich und selbstvergessen in violetten und rosa Blüten..."

Wir fahren durch das Feuer dieses Herbstes, die Taiga triumphiert noch einmal zwischen glühendem Rot und leuchtendem Gelb, bevor sie sich in schweigendes Weiß hüllt. Der Baikal ist schon zu ahnen, die hier buchtenreiche Angara funkelt in der Sonne. Auf einer Anhöhe Bäume mit ungewöhnlichem Laub: bunte Papier- und Stoffstreifen hängen an den Zweigen. Hier halten junge Eheleute aus Irkutsk und den Dörfern der Umgebung Zwiesprache mit Fluß, See und Wald, und auch der sagenhafte Schamanenstein mitten im Strom, rätselhaft seine Herkunft, ist nicht weit – jener mächtige Felsen, den der gewaltige Baikal der ungetreuen fliehenden Angara hinterher geschleudert haben soll, als sie sich mit dem Jenissej vermählen wollte. Wir wissen, daß es ihrem Temperament gelang zu entkommen, und auch die kühne Kraftwerkskaskade konnte ihr ungestümes Wesen nicht bändigen.

Dies Blatt für Mister Reagans Zimmer

In dem Dorf „Großer Fluß" am Ufer der Angara machen wir halt. Hier wohnt Valentin Grigorjewitschs Freund, der ehemalige Förster Juri Andrejewitsch Panow. Er ist sechzig Jahre alt, hat 27 Jahre lang in den Wäldern ringsum seinen Dienst getan. Vor vier Jahrzehnten kam der gebürtige Charkower nach Sibirien. Die Taiga, dieses Dorf hielten ihn fest. Hier blieb er. Und keine Macht der Welt, sagt er, bringe ihn von hier wieder fort. Einmal, es ist schon lange her, kam ihm der Gedanke beim traurigen Anblick toten Holzes, daß man es wieder zum Leben erwecken müßte. Mit Spezialbeilen und Messern arbeitet er seither Gesichter und Gestalten aus dicken Baumstämmen heraus, er stellt sie vor seinem selbstgezimmerten Blockhaus in den Garten, und manchmal kommt auch jemand vorbei, der gern eine Holzfigur von Juri Panow, dem Förster, besitzen möchte. Der Bildschnitzer will zeigen, was man aus Holz alles machen kann. „Holz", sagt Rasputin, „besitzt die erstaunliche Fähigkeit, unsere Erinnerung bis zu solchen Tiefen und Ereignissen zurückzuführen, deren Zeugen wir nicht sein konnten.".

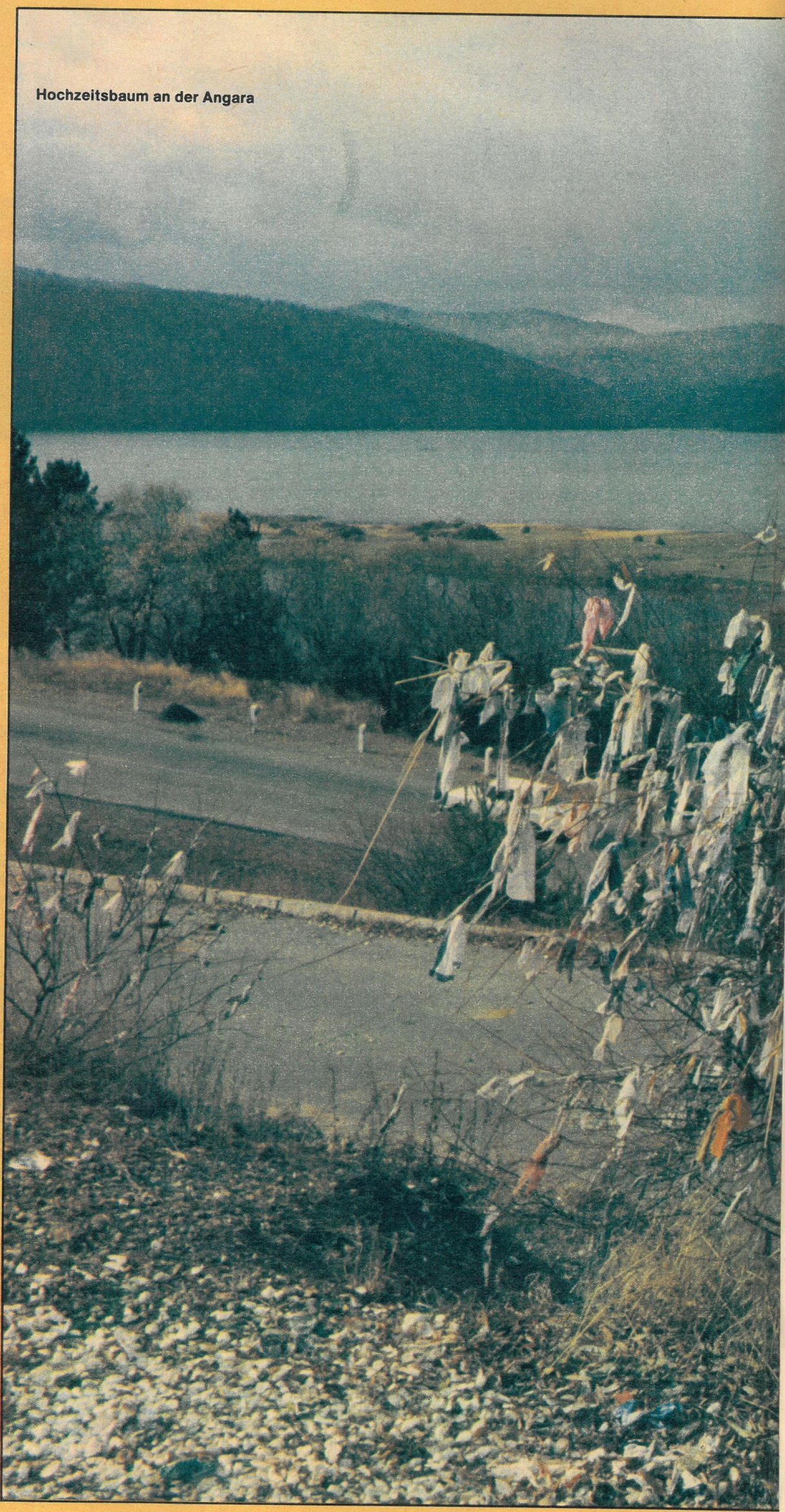
Für Panow ist Holz ein lebenswarmer Stoff, mit dem wir nicht nur Erinnerungen wecken, sondern auch menschliche Gefühle auszudrücken vermögen, wie Freude, Gleichklang, Zorn und Empörung. Juri Panow begnügt sich jedoch nicht damit, seine Deutungen des Daseins in das Holz zu graben; wenn ihn so entscheidende Lebensfragen wie Krieg und Frieden beunruhigen, vertauscht er auch das Messer mit dem Kohlestift oder dem Pinsel, auch er will sein Wort sagen. Unser Blick fällt auf eine Kohlezeichnung von expressiver Kraft, die das ganze Grauen des Krieges, wie er ihn selbst erlebt hat, zeigt. „Ja", sagt er, „dieses Blatt sollte in Mister Reagans Zimmer hängen."

Mein Vaterland

Ein anderes Dorf, Atalanka, auf halbem Wege zwischen Irkutsk und Bratsk, läßt Valentin Rasputin nicht los. Es ist sein Heimatdorf, wo er immer wieder auf seinen Wanderungen einkehrt. Die sibrischen Dörfer, wie sie da Inseln gleich, umspült vom Ozean der Taiga und der Steppe ihre Kraft entfalten, in sich ruhend, dem Gleichmaß der Jahreszeiten hingegeben, ihrem eigenen Lebensrhythmus lauschend – das rührt und erschüttert das Herz eines Mannes, der das Selbstempfundene und das Selbsterfahrene in sich befreien muß. Matjora – das ist für uns ein gutes Stück Literatur, vor fünf Jahren erschienen, bewundert, kritisiert, eingeordnet in den Schrank unseres Gedächtnisses. Aber für ihn, den Sibirjaken, ist es lebendige Heimat. Die harmonischen Beziehungen zur natürlichen Umwelt und zu den bewahrungswürdigen Traditionen der

Mein Irkutsk

Menschenwelt sind in dem Begriff Heimat aufgehoben; diese Beziehung zur Heimat beschränkt sich, so sieht es Rasputin, jedoch keineswegs auf Atalanka-Matjora, auf Irkutsk oder Sibirien, sie schließt das gleiche erdumspannende Gefühl ein, das Juri Gagarin empfand, als er aus seinem Raumschiff den blauen Planeten erblickte.
Der Erzähler Rasputin bleibt indessen auf der Erde, seine Sicht ist keine Raumschiffperspektive; fern aller Sensationen des kosmischen Zeitalters betrachtet er den Mikrokosmos des Dorfes mit dem Vergrößerungsglas seiner Phantasie. In immer neuen Varianten entwirft er Bilder vom Alltag gewöhnlicher Leute, die ihr Schicksal annehmen, für die Freude und Schmerz, Aufgabe und Prüfung so selbstverständlich sind, wie der Boden, in dem sie wurzeln. Rasputin ist viel herumgekommen in diesem Land, und was er sah, schrieb er auf. Er sah den Fischern auf den Strömen, den Rentierzüchtern in der Tundra, den Bauern auf dem Felde zu, er ging durch die großen Städte und erfreute sich an der kunstvollen Holzarchitektur in Tomsk, wo, wie er polemisch meint, noch mehr für die Erhaltung kulturhistorischer Holzbauten getan würde als in Irkutsk. Neben den neu entstandenen Erzählungen wird er das Material seiner Erkundungen einem Band Publizistik zugrunde legen, der schon bald in der Reihe „Mein Vaterland" des Moskauer Verlages „Molodaja Gwardija" erscheinen soll. Rasputins große Lesergemeinde ist voller Erwartung.



Hochzeitsbaum an der Angara

Das ist Sibirien

Sibirien hat die Eigenschaft, nicht sofort zu überwältigen und zu verwundern, sondern es zieht einen allmählich, fast unwillig mit sorgsamer Umsicht an, doch dann ist es eine feste Bindung ... Hier ist alles in großzügiger und vollständiger Weise erdacht und geschaffen. Die Natur hat gerade von der Seite des Stillen Ozeans her die Schöpfung der Erde begonnen und sie weiträumig klobig und ohne an Stoff zu sparen ausgeführt. Und erst, als sie sah, daß dieser Stoff nicht reichen könne, begann sie zu messen und zu verkleinern ... Zielstrebigkeit in der einen Jahreszeit und Gemächlichkeit in der anderen mit ungleichmäßigen, unbeständigen Übergängen, das ist Sibirien. Ungestüm und verhalten, offen und geheimnisvoll, lebhaft und zurückhaltend, großzügig und distanziert, das ist S i b i r i e n .

Valentin Rasputin

Zusatzfotos: A. Paszkowiak (2), D. Steinberg (1)
Das Original der „Ansicht von Irkutsk 1883“ befindet sich im Besitz der Deutschen Staatsbibliothek Berlin.

Ein Zug sucht einen Namen

Der Fernzug kam pünktlich auf die Minute in Moskau an (unser Foto). Doch was zählen schon Minuten bei einer Fahrt, die fast 135 Stunden gedauert hat? Bei einer Reise auf frisch verlegten sibirischen Schienensträngen, die siebeneinhalbtausend Kilometer weiter östlich begann, wo unter den rauhen Bedingungen eines unwirtlichen Klimas von jeher vor allem Geduld und Ausdauer den Lebensstil der Menschen bestimmen. „Sehr viel!" sagt der diensthabende Stationsvorsteher des mit Blumen und Transparenten für den Empfang des Zuges geschmückten Jaroslawer Bahnhofs in der sowjetischen Hauptstadt. Denn was da gerade auf dem Bahnsteig Nr. 1 einfährt, sei der erste – wie die Eisenbahner sagen – fahrplanmäßige Expreß, der im fernen Tynda für die Fahrt nach Moskau zusammengestellt wurde. Seit heute morgen nun der „Zug Nr. 13" auf den Bahnhofsaushängen. Noch habe er nicht einmal einen Namen, wie etwa der Leningrader „Rote Pfeil". Vor zehn Jahren war Tynda eine kleine Siedlung inmitten der Taiga, fern der zentralen Eisenbahnstrekken. Damals versammelten sich auf dem Komsomol-Platz hier vor dem Jaroslawer Bahnhof in Moskau die ersten Freiwilligen, die zum „Bau des Jahrhunderts" aufbrachen, an die Baikal-Amur-Magistrale. Tynda sollte ihre zukünftige „Hauptstadt" werden. Mit den Schienen kam auch das Eisenbahn-Depot in den inzwischen zur Stadt gewordenen Ort, das heute schon über mehr als 170 eigene Waggons verfügt und fünfhundert Zug- und Schlafwagenschaffner eingestellt hat. Die Besatzung für den Premierenzug nach Moskau stammt allerdings aus allen Unionsrepubliken, die an der Erschließung Sibiriens Anteil haben und ihre besten Eisenbahner nach Tynda delegierten. Übrigens übernahm Moskau von Anfang an die Patenschaft über die Stadt an der BAM. Auf dem ewigen Frostboden der Taiga entstanden Moskauer Typenhäuser. Kindergärten, Schulen und Läden wurden von Moskauer Bauleuten nach Projekten von Moskauer Architekten und Ingenieuren errichtet. So auch der Bahnhof von Tynda, wo jetzt der bisher noch namenlose Zug seine Fahrt begann. Sollte man den neuen Tynda-Moskau-Expreß, der den Lebensrhythmus der sowjetischen Metropole in die „Hauptstadt der BAM" bringt, da nicht vielleicht „Stolitschny", den „Hauptstädtischen", nennen?

Dietrich Pätzold

Im Zeichen der drei Ringe

Ein Elch wird weidgerecht „zur Strecke gebracht" – doch nicht mit dem tödlichen Blei, sondern auf ein paar Minuten mit der Betäubungspatrone. Untersuchungen am lebenden Wildtier sind Teil der wissenschaftlichen Arbeit im sowjetischen Naturschutzgebiet Belowechskaja Pustscha, die kürzlich von Experten aus aller Welt begutachtet wurde. Anlaß: der erste internationale Kongreß über Biosphärenschutzgebiete in Minsk, der Hauptstadt der Belorussischen SSR. Der Urwald, wo Seine Majestät der Zar noch 1897 bei einer einzigen „Jagd" 36 (in Worten: sechsunddreißig) der letzten Wisente erlegte, gehört heute zu den von der UNESCO ausgewählten Biosphärenschutzgebieten der Erde. Solche Regionen sind kostbare, unbedingt erhaltenswerte Relikte ursprünglicher Landschaftsformen. Sie dienen gleichzeitig einer Grundlagenforschung, die der Pflege und Erweiterung anderer Naturschutzgebiete zugute kommt. Jedes Biosphärenschutzgebiet besteht aus mindestens drei konzentrischen Ringen: der Kern ein Areal strengsten Schutzes aller pflanzlichen und tierischen Lebewesen, selbst von Wissenschaftlern nur ausnahmsweise zu betreten; anschließend eine „Pufferzone", in der sich Auswirkungen menschlicher Wirtschaftstätigkeit allenfalls schwach bemerkbar machen, sowie als „Außenhülle" eine Gegend normaler Nutzung. UNESCO-Kriterium: Das Reservat muß mehrere hundert Kilometer von Großstädten und Industriezentren entfernt sein, dazu unter ständiger wissenschaftlicher Aufsicht stehen (für Belowechskaja Pustscha versieht diese Pflichten eine Biologische Station der Akademie der Wissenschaften). Weitere Biosphärenschutzgebiete in der UdSSR gibt es u. a. an der Beresina und in der zentralen Schwarzerderegion, in den Wäldern an der Oka und im Kaukasus.

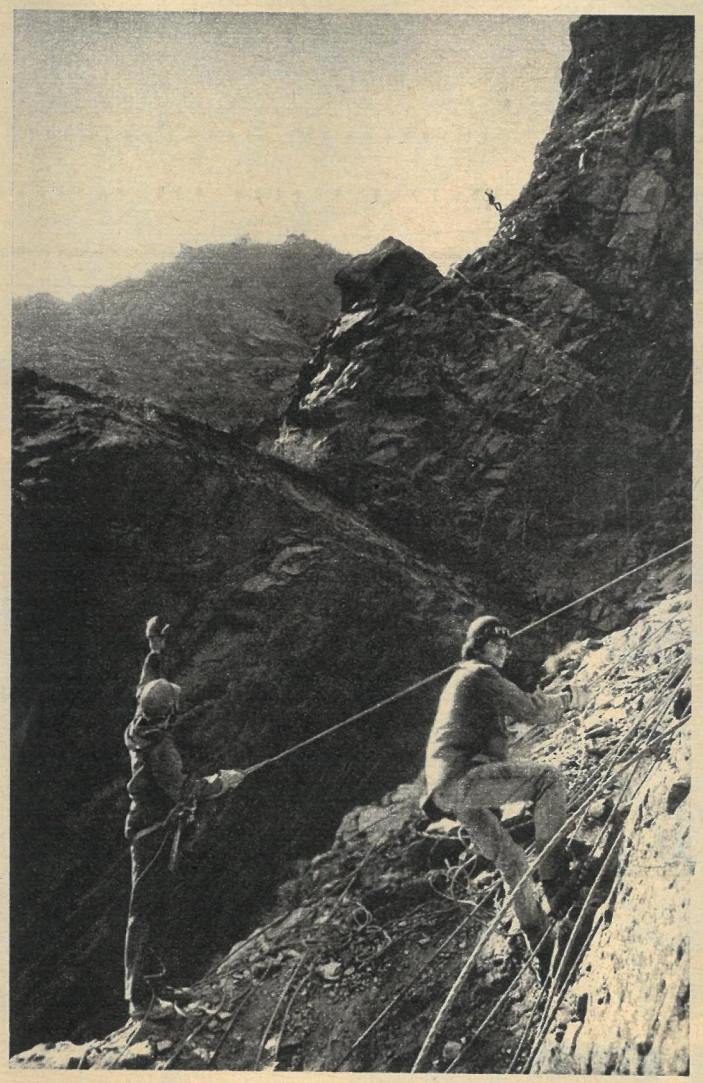
Leonid Korenjew/APN

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: V. Billeb, D. Hohner, M. Czerrana, APN, TASS/S. Shukow

Im Westen nichts Neues

Dort, wo der Tanz ums goldene Kalb noch immer Modetanz Nummer 1 ist, wo nicht der Mensch, sondern der Profit im Mittelpunkt steht und bestimmend auf menschliche Wertvorstellungen wirkt, dienen auch Sprichwörter, die man fälschlicherweise Volksweisheiten nennt, der Erhaltung der bestehenden Zustände. Beispielsweise das: „Jeder ist sich selbst der Nächste." Lebenshilfe solcher Art bleibt natürlich nicht ohne Folgen. Da sahen in Newport News im USA-Bundesstaat Virginia mehr als zwanzig Menschen zu, als ein Mann eine 41jährige Frau am hellichten Tag auf offener Straße erstach. Sahen tatenlos zu, ungerührt, unbeteiligt, wie Zuschauer eines Fernsehkrimis. – Da steckten zwei junge Leute in Ulm einem Obdachlosen, der unter einer Bahnhofsbrücke schlief, Zeitungen unter die Kleidung und zündeten sie an. Als der erschreckte Mann versuchte, die brennenden Sachen abzustreifen, machten sich die Täter aus dem Staube. Dem Behinderten gelang es nicht, rechtzeitig seine in Brand geratene Kunststoffprothese abzuschnallen. Er starb wenige Tage später im Krankenhaus. – Da hatte sich die Münchener Hausfrau Gerda Leder an der jugoslawischen Adriaküste geweigert, ihr Schlauchboot für die Rettung von zwei Ertrinkenden herzugeben. Der 58jährige Wilhelm Möller aus Hamm in Westfalen ertrank. Sein 40jähriger Neffe Helmut konnte erst zwei Stunden später von einem Schiff der jugoslawischen Küstenwache völlig erschöpft geborgen werden. Eigentum verpflichtet, heißt es im Bonner Grundgesetz. Gerda Leder nahm das wörtlich. – Da wurde im Münchner Stadtteil Blumenau ein vor sieben Jahren im Alter von 68 Jahren gestorbener Rentner in seiner Wohnung skelettiert und zum Teil mumifiziert aufgefunden. Und die Nachbarn? Sie hatten untereinander keinerlei Kontakt. „Das Sozialverhalten seiner Umwelt ist unbegreiflich", stellte ein Polizeisprecher lakonisch fest. – So weit, so schlimm. Meldungen aus einer Welt, in der Menschenwürde und Nächstenliebe nicht mehr sind als Schlagworte für Politiker und Reizworte für Millionen Arbeitslose, Obdachlose, Hungernde und Andersdenkende.

Alex Jung



In den Bergen am Wachsch

Nicht um sportliche Höchstleistungen geht es hier den sowjetischen Alpinisten Nikolai Rasin und Wjatscheslaw Aljaschow (unser Foto). Sie sind zwei der vielen Tausend am Bau des Roguner Wasserkraftwerks beteiligten Fachleute. Alpinistisches Können, Mut und Geschicklichkeit erfordert die Arbeit in den Felsschluchten am reißenden Pamirstrom Wachsch. Der dort entstehende Energiegigant soll eine Leistung von 3,6 Millionen Kilowatt aufweisen. Damit wird er helfen, die Elektroenergieerzeugung Tadshikistans auf 16 Milliarden Kilowattstunden jährlich zu steigern. Zur Zeit produzieren die Wasserkraftwerke der Republik 10 Milliarden kWh. Das Roguner Wasserkraftwerk verbessert außerdem die Bedingungen für die weitere Entwicklung des jungen Tadshikischen Territorialen Produktionskomplexes, dessen Ausbau auf dem XXV. Parteitag der KPdSU (1976) beschlossen wurde. Ein Aluminiumwerk, ein Elektrochemisches Werk und viele andere Betriebe sind seitdem entstanden. Den notwendigen Strom dafür liefern die Wasserkraftwerke rund um den Nurek-Staudamm am Unterlauf des Wachsch. Bewundernswert sind der Mut und die Zuversicht der Arbeiter und Ingenieure, die erstmals in der Welt in einer seismisch derart aktiven Zone wie an diesem Pamirfluß solche Energiegiganten aufbauen. Möglich machten das Entstehen des Werkes von Rogun auch die Wissenschaftler des Seismologischen Instituts von Duschanbe, die zwei Jahre lang die Wirkung der Erdbeben in diesem Gebiet erforschten. Die Ergebnisse ihrer Tests wurden zu Empfehlungen für die Projektanten. Die Nutzung der gewaltigen Hydroenergiereserven wird auch in Zukunft in der Tadshikischen SSR eine bedeutende Rolle spielen. Die Energieforderungen sind hoch, und der Bau von Wasserkraftwerken ist noch immer die Gewähr für die billigste Stromerzeugung.

Anke Fleischer

Metbrauer von Staklischkes

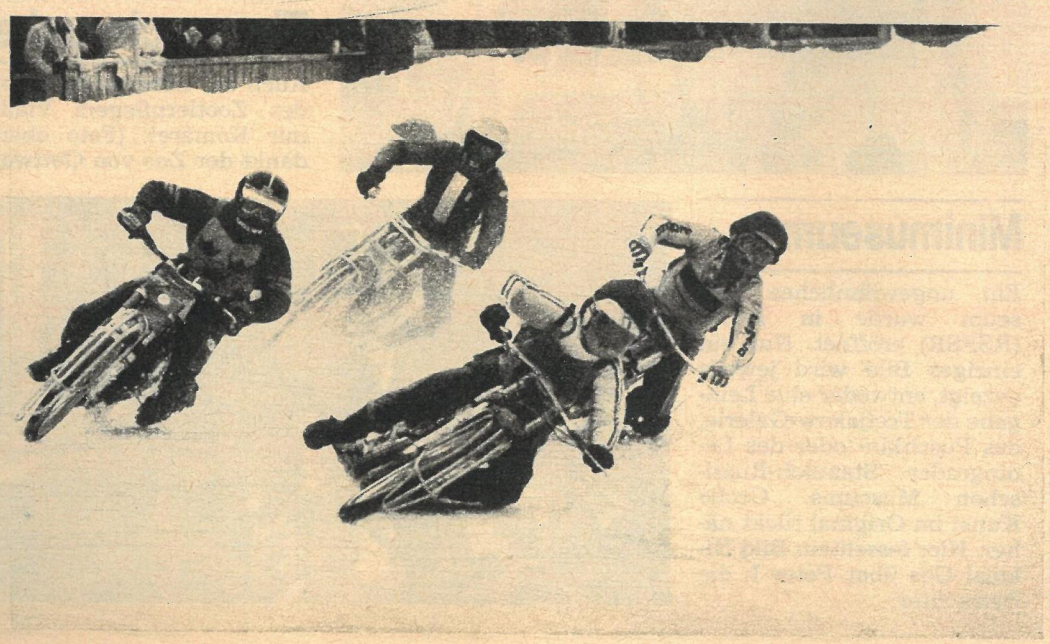
In Staklischkes, dem ältesten Kurort der Litauischen Sowjetrepublik, lebt ein Mann, der weit über die Grenzen seiner Republik hinaus Berühmtheit erlangte: Aleksandras Sinkevicius. Er ist Direktor der einzigen Metbrauerei der Welt. Met hat im Lande des Bernsteins eine jahrhundertealte Tradition. Die Metherstellung indes geriet im Laufe der Zeit immer mehr in Vergessenheit, doch Aleksandras' Mutter – eine einfache Bäuerin, die hundert Jahre alt wurde – kannte als eine der wenigen noch das Geheimnis des „flüssigen Goldes", das sie an den Sohn weitergab. Durch ein Studium der Lebensmittelchemie und ein einjähriges Praktikum in einer tschechischen Brauerei versah sich dieser dann mit dem erforderlichen theoretischen Wissen und praktischer Erfahrung und widmete sich fortan seiner Lebensaufgabe: ein anregendes Getränk aus Honig herzustellen, das nicht solche teuflischen Wirkungen hinterläßt wie hochprozentiger Alkohol. Bei jahrelangen Experimenten waren Kräuterweiblein und Bienenzüchter seine einzigen Mitarbeiter. Dann gelang ihm schließlich, aus gegorenem Honigsaft, Wasser, Hefe und Kräutern ein solch wunderbares Getränk zu brauen, daß ihm der Ministerrat der UdSSR sowie später auch die englische Königin eine Patenturkunde dafür ausstellten. Seitdem wird er als einziger Metproduzent bewundert und anerkannt. Seine Getränke erfreuen sich im In- und Ausland einer starken Nachfrage. Er selbst wurde Mitglied der Allunions-Geschmackskommission, ist also einer jener zwei Dutzend Leute der UdSSR, die die Qualität bestimmter Lebensmittel überwachen. Die Prozedur der Metherstellung ist nach wie vor sein Geheimnis. Zu seinem kürzlichen 75. Geburtstag hat er – wie zu jedem seiner Ehrentage – wieder mit einer neuen Sorte angestoßen, der weitere 25 folgen sollen ...

Detlef Hohner

Motorflitzer auf dem Eis

Die ersten Speedway-Eisbahnrennen der Welt fanden Mitte der sechziger Jahre in der Sowjetunion statt. Kurz danach kam diese Sportart auch in die ČSSR. Besonders verdient machten sich dabei vor allem die Fahrer Antonin Švab, Stanislav Kubiček und Jaroslav Machač. Bereits bei der 1. Weltmeisterschaft 1966 in der Sowjetunion konnte Švab eine Bronzemedaille erringen, die er vier Jahre später bei den 5. Welttitelkämpfen sogar vergoldete. Weiteres Gold kam 1974 durch Milan Špinka hinzu. Ansonsten dominierten bei den Speedway-Eisbahnrennen die sowjetischen Fahrer, die alle übrigen WM-Titel in ihren Besitz brachten. In den letzten Jahren lief es bei den ČSSR-Fahrern nicht mehr so gut. Woran liegt das? „Die Konkurrenz ist eindeutig stärker geworden", sagte Staatstrainer Miloslav Verner. „Auch gibt es in anderen Ländern eine breitere Fahrerbasis. Bei uns fahren gegenwärtig lediglich 22 Sportler die Meisterschaft aus, und es ist nicht zu erwarten, daß ihre Zahl in Zukunft bedeutend zunimmt. Da wir keine künstliche Eisbahn zur Verfügung haben, kommt es häufig vor, daß vorher nur zwei oder drei Rennen ausgetragen werden können. In der Sowjetunion hingegen haben die Fahrer, wenn sie nach den Landesmeisterschaften zu den Welttitelkämpfen kommen, schon etwa zwanzig Rennen hinter sich, sind dadurch wettkampferfahrener und haben eine bessere Kondition. Unsere Vorbereitung auf die Weltmeisterschaft 1984, die am 18. und 19. Februar in Ufa stattfindet, war unzureichend, denn der überaus warme Dezember und auch Januar machten uns einen gewaltigen Strich durch die Rechnung. Ohne die Hilfe unserer sowjetischen Freunde hätten wir zu den ersten WM-Viertelfinal-Läufen fast ohne Eiserfahrung fahren müssen. Sie ermöglichten uns im Dezember – wie schon im Vorjahr – ein gemeinsames zehntägiges Training in Nowosibirsk." Die überwiegende Anzahl der Eisspeedway-Motorräder, etwa 90 Prozent, stammt übrigens aus der ČSSR. Es sind Spezialmaschinen mit 500 ccm Hubraum und zwei Ventilen. Die Spikes der Reifen sind 28 mm lang, und die Maschinen zeichnen sich durch eine weitere Besonderheit aus. Ihre Lenkerfederung entspricht der von Motocrossmaschinen, ist also größer als bei den normalen Speedway-Motorrädern.

Manfred Czerrana



● Am Rande

Wer je in den sumpfigen Wäldern Belorußlands oder Lettlands Moosbeeren sammelte, weiß, wie Mücken stechen. Und er weiß auch, daß die Beeren kaum größer als Stecknadelköpfe sind. Irgend jemand hat errechnet, daß man mal 100, mal 600 Kilo pro Hektar finden könnte. Das mühselige Sammeln schien einigen engagierten Akademikern nicht

mehr zu gefallen. In zehnjähriger zäher Kleinarbeit haben lettische Botaniker jetzt Moosbeeren kultiviert. Sie selektierten, pflanzten, jäteten, buddelten, hofften, verwarfen und fluchten. Schließlich wuchsen ihnen im Versuchsgarten haselnußgroße (!) Moosbeeren. Die Akademiker prophezeien jetzt Hektarerträge bis zu sieben Tonnen…

● Kurz berichtet

Erstmals in der medizinischen Praxis der sozialistischen Länder gelang in Prag die Transplantation einer Bauchspeicheldrüse und einer Niere. Die 32jährige Patientin litt seit elf Jahren an starker Diabetes.

Die „Stanko Staikow", ein neues hochautomatisiertes Containerschiff für rund 500 Container, projektiert vom bulgarischen Schiffbauinstitut und auf der Varnaer Werft gebaut, wird im Westeuropaverkehr eingesetzt. 30 Länder importieren bulgarische Schiffe.

Das im Bau befindliche Wasserkraftwerk Bogutschany (projektierte Leistung 4000 MW) wird wie alle Angara-Kraftwerke Billigstrom liefern: 0,11 Kopeken je Kilowattstunde; so berechnet vom Institut GIDROPROJEKT. Ein Wärmekraftwerk verursacht durchschnittlich sechsmal mehr Kosten.

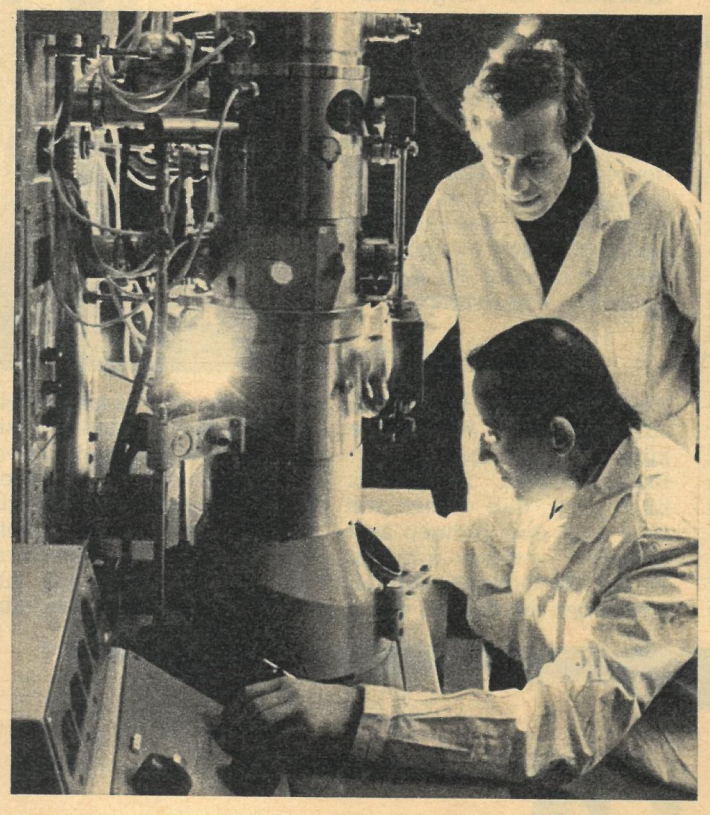
Abgasbeständige Tannen, die zudem frost- und dürreresistent sind, züchteten Forstfachleute der Forschungsstelle in Banska Bystrica (ČSSR).

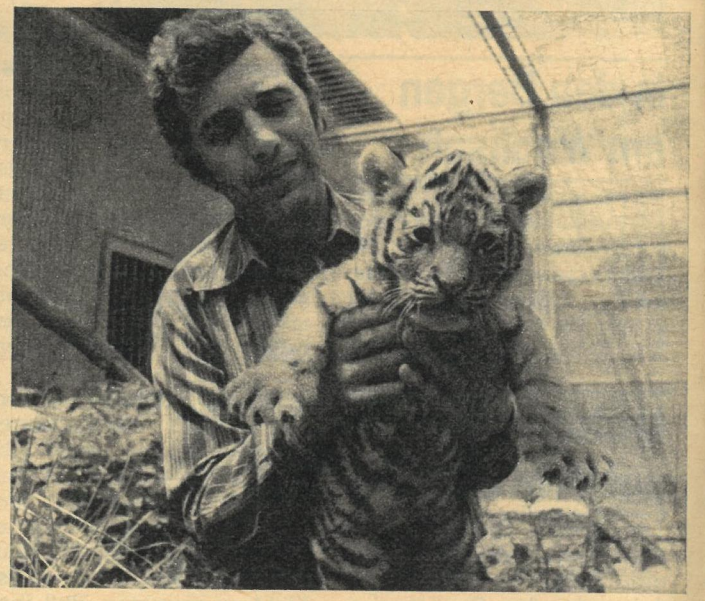
Rekordbrücken

Die fertiggestellte Agigea-Brücke (Foto rechts) überspannt 163 Meter freitragend den kurz vor der Übergabe stehenden Donau-Schwarzmeer-Kanal, Rumäniens Jahrhundertbauwerk (Bauzeit: 1975 bis 1984). Sechs große Brücken mußten errichtet werden. Zwei von ihnen halten nun die rumänischen Stützweiten-Rekorde: die Agigea-Brücke bei den Straßenüberführungen und die Docilortal-Brücke (135 Meter) bei den Eisenbahnüberführungen.

Metallforscher

Zu den Wissenschaftlern des Instituts für Metallphysik Kiew, die einen in die angewandte Forschung investierten Rubel in sechsfachen Gewinn umwandeln, gehören auch Wladimir Lobodyk und Wassili Kolomyzew. Ihre Strukturanalysen unter dem E-Mikroskop dienen der Herstellung neuer supraleitfähiger Stoffe, die der Energetik neue Dimensionen eröffnen: u. a. nahezu verlustloser Stromtransport.



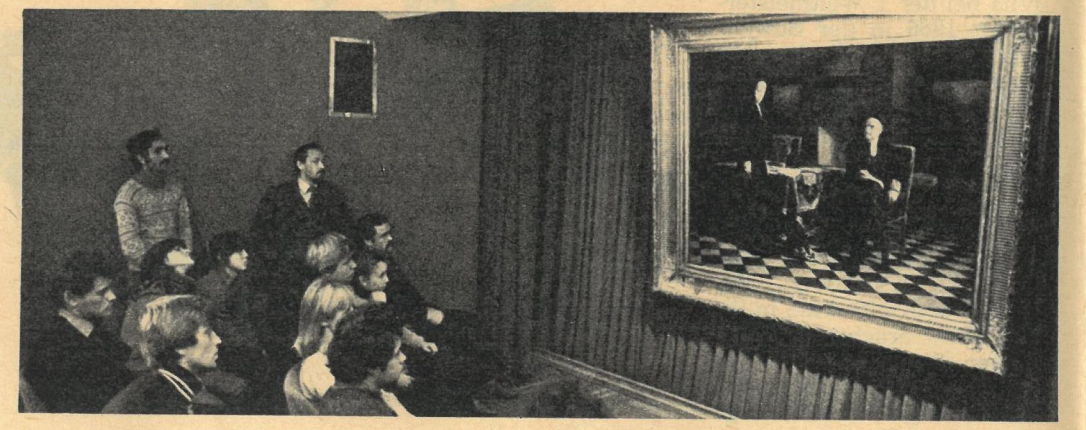


Tigernachwuchs

Auch der liebevollen Arbeit des Zootierpflegers Vladimir Komárek (Foto oben) dankt der Zoo von Gottwaldov, einer der 14 Bezirkstiergärten der ČSSR, seinen Ruf. Die Gottwaldover sind auf die Aufzucht sibirischer Tiger spezialisiert. Aber auch Tierarten aus Afrika gedeihen prächtig.

Minimuseum

Ein ungewöhnliches Museum wurde in Pensa (RSFSR) eröffnet. Nur ein einziges Bild wird jeweils gezeigt, entweder eine Leihgabe der Tretjakow-Galerie, des Puschkin- oder des Leningrader Staatlich-Russischen Museums. Große Kunst im Original rückt näher. Hier fesselt ein Bild Nikolai Ges über Peter I. die Betrachter.

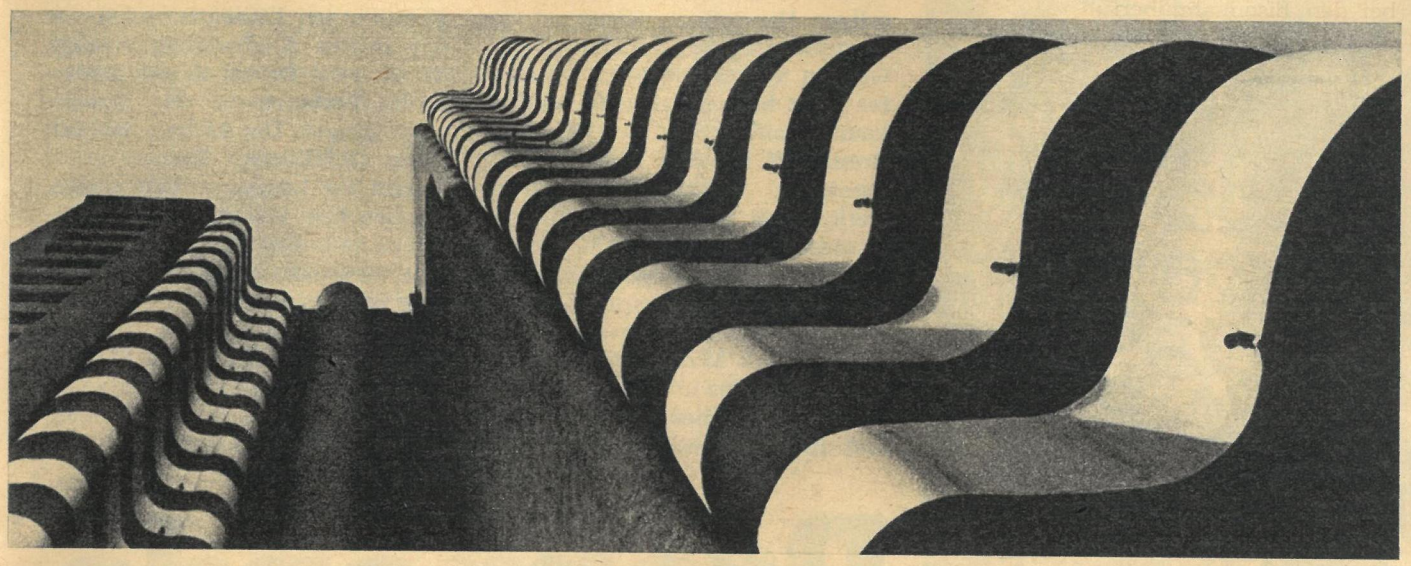


Orangenfülle

300 Tonnen Orangen wurden in der abgeschlossenen Hochsaison in der Staatsfarm Thon Nhat südlich von Hanoi geerntet. Sorgfältig ausgesucht, eingewickelt und verpackt, geht eine Hälfte in den Export, die andere Hälfte dient der Versorgung der eigenen Bevölkerung. 1983 war die Landwirtschaft erstmalig in der Lage, den Nahrungsmittelbedarf des Landes zu decken.

Höhentrend

Höher hinaus wachsen die neuen Bauten Kischinjows, der Hauptstadt der Moldauischen SSR, zwanzigstöckig gar die Wohnhäuser (Foto unten), den seismisch nicht besonders günstigen Bedingungen dieses Gebiets trotzend. Der Grund für diesen Höhentrend: Kein Quadratmeter fruchtbaren Bodens darf durch hauptstädtische Bauten der Landwirtschaft entzogen werden.



Kindersegen

Melinda, Hajnalka, Szilvia, Sandor und Erika heißen die ungarischen Fünflinge. Am 24. Januar feierten sie ihren ersten Geburtstag; für die 11 Millionen Ungarn ein öffentliches Ereignis. Ihre Eltern sind Ilona und Sandor Tarjanyi. Die Arbeiterfamilie lebt in Kiskunfélegyházy. Brigitta, ihr erstes Kind, war schon fünf, als sich die Tarjanyis ein zweites wünschten... Inzwischen haben sich die Eltern im neuen Gartenhaus, ein Geschenk der Stadt, eingelebt. Hilfe gab es von allen Seiten, Kindernahrung gratis. Mutter Ilona „erhielt" drei „Babyjahre".

Springerlaune

Mit einer überragenden Leistung empfiehlt sich der sowjetische Stabhochsprung-Weltmeister Sergej Bubka für die Olympiasaison. Seine jetzt aufgestellte Weltbestleistung von 5,81 m in der Halle liegt nur 2 cm unter Vignerons Freiluftweltrekord. Bubka, 1982 mit 5,55 m noch nicht unter den 50 Besten der Welt, will nun die 5,83 m angreifen.

Rockdebüt

Sie nennt sich Gayga, die Geige, und ist seit einem Jahr der neue Star des polnischen Rock. Die ehemalige Musiklehrerin aus Katowice singt, spielt Gitarre, Elektrogeige, Synthesizer. Die meisten ihrer Lieder erzählen vom Alltag, von Liebe, von Freunden. Begleitet von ihrer Gruppe, debütierte sie in Berlin bei „Rock für den Frieden".

● Gefunden

in „Morning Star", Großbritannien

„Zu Befehl, Sir! Abrücken aus UNESCO! Aber wo liegt das überhaupt?"

● Splitter

In den westsibirischen Städten Urengoi und Nadym werden 1984 neue Häfen für die Binnenschiffahrt gebaut.

1985 sollen in Plovdiv auf einem 25-Kilometer-Ring die ersten S-Bahn-Züge Bulgariens rollen.

Auf 1300 PS kann die Kapazität der Dieselmotoren für BELAS-Riesenkipper dank neuer Turbokompressoren aus Pensa erhöht werden.

In Neubauten wohnen heute etwa zwei Drittel der Einwohner Bukarests.

1,3 Millionen Tonnen Güter wurden im vergangenen Jahr auf dem vor 15 Jahren eröffneten finnisch-sowjetischen Saimaa-Kanal umgeschlagen.

● Der gewöhnliche Kapitalismus

Gerald Miller von der Heilsarmee in Salt Lake City (USA, Bundesstaat Utah), der die Frauen und Männer, die durch die Wirtschaftskrise von ihren Arbeitsplätzen und aus ihren Wohnungen vertrieben wurden, als „Neuarme" bezeichnet, erklärte gegenüber Reportern: „Wenn es wirklich eine wirtschaftliche Gesundung gibt, dann hat sie diese Leute nicht erreicht." 9000 kostenlose Essen monatlich konnte die von Miller geleitete Organisation im Jahr 1982 ausgeben. Im vorigen Jahr mußte die Heilsarmee in Salt Lake City über 11 000 Armenessen bereitstellen.

Redaktion: V. Hempel; Fotos: D. Christel; ZB/Graeme, ČTK, VNA, UPI; TASS/J. Mossenshnik, J. Nabatow; Repro (2); Vignette: D. Schüler

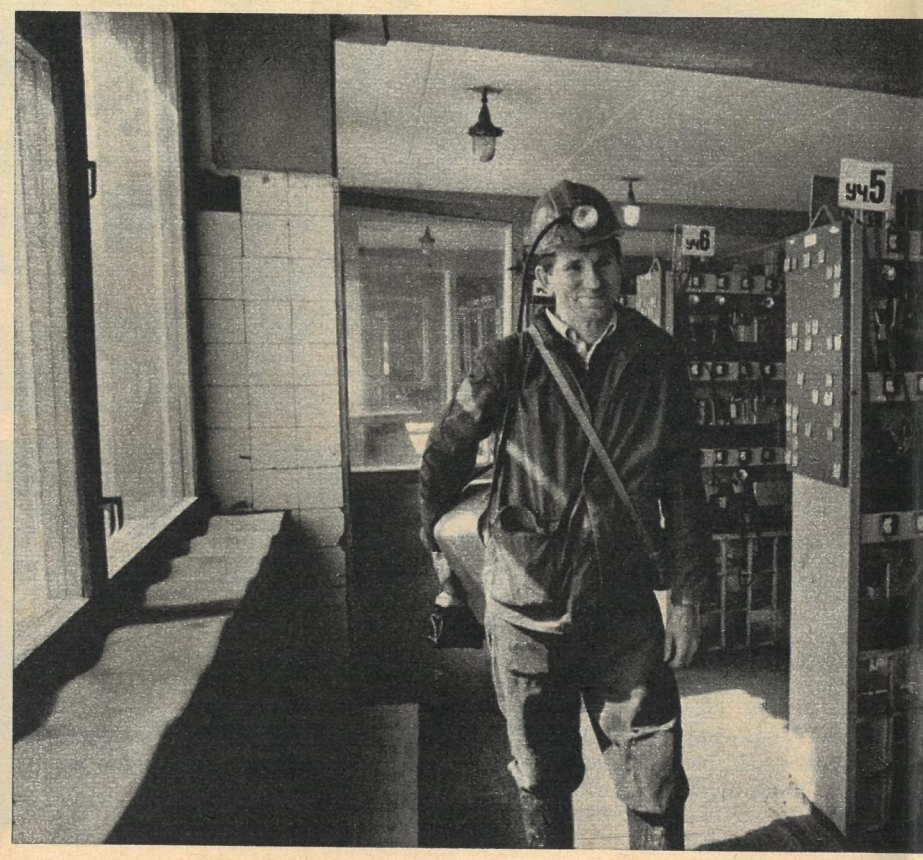
Brennende Steine

Vor vielen, vielen Jahren baute sich ein estnischer Bauer eine neue Sauna. Er fand dazu leichtes, steinartiges Material in der Nähe seines Hauses. Als die Sauna fertig war und er das Feuer im Ofen entfachte, fing der Ofen selbst und schon bald alles ringsumher zu brennen an.

Diese Legende erzählt man sich in Kohtla-Järve, einer Stadt im Nordosten Estlands. Hier wird seit dem Jahre 1916 jenes Gestein, das unter Bakterieneinwirkung aus Pflanzen- und Muschelablagerungen entstanden ist – nämlich Ölschiefer – industriell abgebaut. Damals in mühseliger Handarbeit. Heute ist die Förderung in den Tagebauen und Gruben vollmechanisiert. Ölschiefer dient hier vorwiegend, weil es kaum Kohlevorkommen gibt, als Brennstoff für das Baltische und Estnische Überland-Wärmekraftwerk. Doch die Verbrennung der estnischen Steine war keinesfalls problemlos. Die an den Heizflächen der Dampfgeneratoren und an den Kesseln festgebackene Asche ließ sich nur mit Mühe entfernen. Bis Wissenschaftler und Praktiker vorschlugen, Ölschiefer aufzubereiten und ihn als feines Mehl zu verheizen. Mit einem kalten Wasserstrahl werden die heißen Ascheschichten „zerschossen“ und lassen sich dann leichter absaugen. Für das Verfahren zur Erzeugung von Elektroenergie aus Ölschiefer erhielt das Kollektiv vor zwei Jahren den Staatspreis der UdSSR.

Von den alljährlich im baltischen Raum abgebauten 30 Millionen Tonnen Schiefer werden 80 Prozent in der Energiewirtschaft verwertet. Im Vergleich zur Kohle hat er zwar einen um die Hälfte geringeren Heizwert, aber eine Tonne Schiefer kostet nur vier, eine Tonne Kohle dagegen 16 bis 20 Rubel. Im zehnten Planjahrfünft wurden rund 90 Milliarden Kilowattstunden von den beiden Kraftwerken erzeugt, wovon zwei Drittel in das landesweite Verbundnetz der Sowjetunion gingen. Die Asche – jährlich fallen 10 Millionen Tonnen an – kommt der Landwirtschaft zugute, um den hier vielerorts sauren Boden zu neutralisieren. Die Bauindustrie verwendet sie bei der Herstellung von Zement.

Ölschiefer, der ebenso in der Ukraine, Belorußland und Sibirien vorkommt, ist auch ein wertvolles Ausgangsprodukt für die chemische Industrie. Schon Mitte des

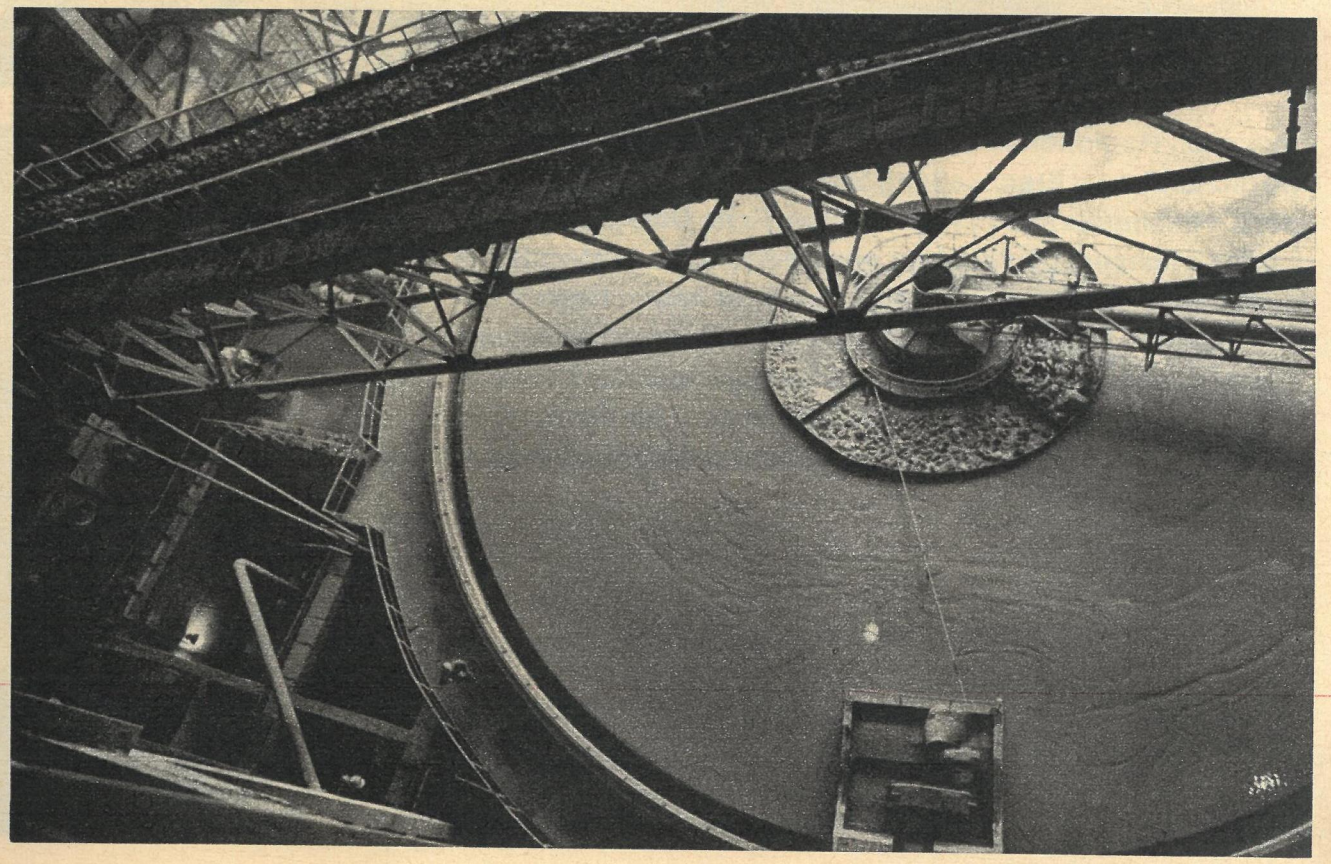


vergangenen Jahrhunderts haben Wissenschaftler der Universität Tartu nachgewiesen, daß sich die estnischen Steine nicht nur als Brennstoff, sondern auch als Rohstoff zur Gewinnung vieler Produkte eignen. Inzwischen sind es 50 Erzeugnisse. Darunter zum Beispiel wasserlösliche Phenole für Klebstoffe, Antiseptika für Nutzholz, Gerbstoffe für Leder, Elektrodenkoks und sogar Benzin. In den Hauptrichtungen der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung der UdSSR für die Jahre 1981–1985 ist unter anderem die technische Neuausrüstung der Ölschieferchemie Estlands vorgesehen. Eine Anlage zur Gewinnung von Schieferöl arbeitet bereits. Dieser Brennstoff soll auch in den Wärmekraftwerken der sowjetischen Ostseerepublik eingesetzt werden.

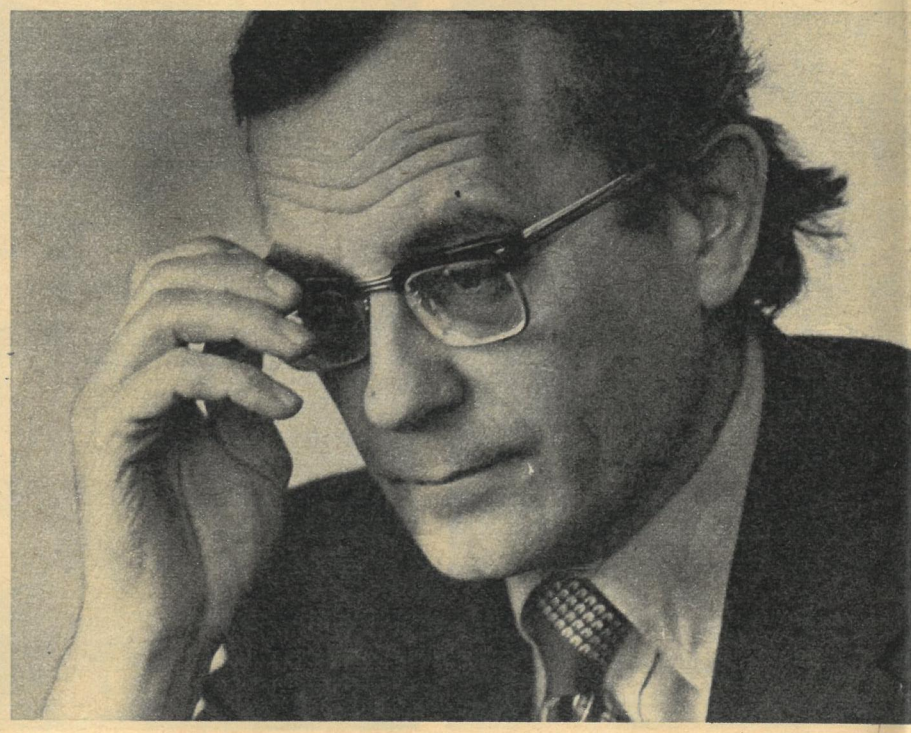
Auf halbem Wege von Tallinn nach Leningrad entlang der Küste des Finnischen Meerbusens verändert die Landschaft ihr Gesicht. Pyramidenförmige Aschehalden, weitläufige Tagebaue und die Schornsteine der beiden Kraftwerke deuten den Industriekomplex von Kohtla-Järve an. Aber schon wenige Kilometer davon entfernt – dort wo noch vor vielen Jahren Detonationen die Luft erschütterten und mächtige Bagger Schieferbrokken in riesige Kipper verluden – spiegeln sich Wälder in wasserklaren Seen. Und Kolchosen bewirtschaften neuen, fruchtbaren Boden, wo einst nur die hellbraunen estnischen Steine lagerten.

Bärbel Förste (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

Ölschiefergewinnung im estnischen Kohtla-Järve: Mit einem Löffelbagger, der fast 60 Tonnen auf einmal greift, wird im Tagebau „Oktober" (Foto links außen) abgebaut. In der vollmechanisierten Grube fördern Bergleute (Foto links) das Gestein aus 60 bis 70 Meter Tiefe. Da der Ölschiefer stark mit Kalkstein durchsetzt ist, muß er aufbereitet werden (Foto rechts).



Aus allen Regionen des Landes kommen die Menschen zur wirtschaftlichen Erschließung Sibiriens und des hohen Nordens. Hineingeboren in ihre ursprüngliche Umwelt und dort aufgewachsen, gewöhnt an gemäßigte oder subtropische Klimazonen, müssen sie sich nun ihrer neuen Heimat anpassen, in der extreme klimatische Unterschiede herrschen. Die veränderten Lebensbedingungen für Hunderttausende zugereister Arbeitskräfte stellen für die Medizin Aufgaben in einer bisher unbekannten Größenordnung.



LEBEN mit der Kälte

Ein Beitrag unseres Moskauer Korrespondenten Dr. Dietrich Pätzold mit Fotos von Igor Gawrilow. Mit freundlicher Unterstützung der Redaktion „Ogonjok".

FREIE WELT besuchte das Institut für klinische und experimentelle Medizin in Nowosibirsk (Foto rechts) und sprach dort mit seinem stellvertretenden Leiter, Professor Lew Panin (links).

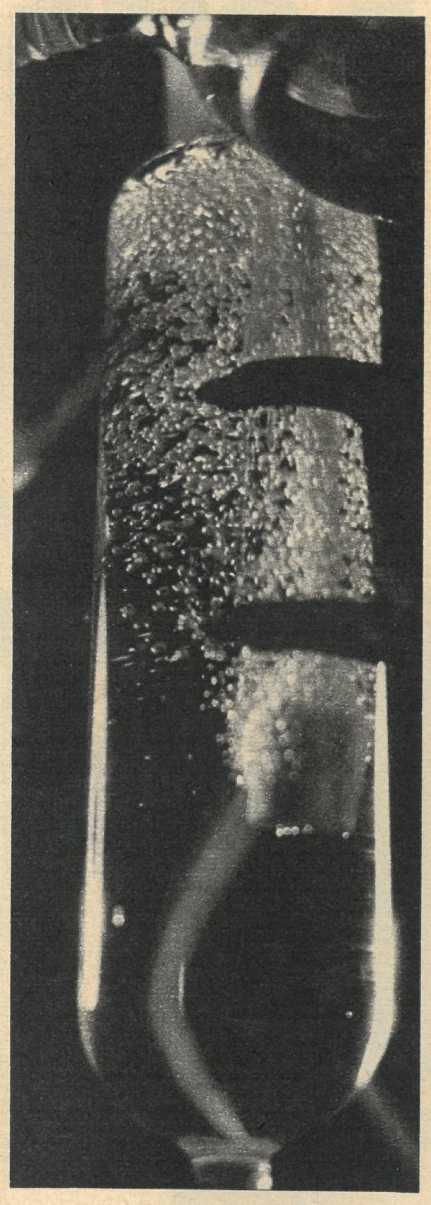
Leben mit der Kälte

Professor Panin erinnert sich an jene noch gar nicht so ferne Pionierzeit bei der Erschließung Sibiriens. „Als die Erkundungstruppe der Geologen und Bauingenieure in die Taiga zogen", sagt der Mediziner, „waren auch wir Ärzte unversehens auf unbekanntem Terrain unterwegs. Für den anschwellenden Strom der Zuwanderer sollte es nicht ausreichen, wie sich bald herausstellte, einfach das Netz der üblichen medizinischen Betreuung auszubauen."

Atemnot an der frischen Luft

Man hatte sich in Sibirien darauf vorbereitet, Epidemien dort, wo Leute aus allen Himmelsrichtungen zusammenleben, zu verhindern oder schnell einzudämmen. Die medizinische Vorsorge hatte sich so gut bewährt, daß an der BAM beispielsweise über kein einziges Wohnlager und keine einzige Baustelle Quarantäne verhängt werden mußte. Doch die eigentlichen Probleme zeigten sich woanders: Bei jedem Dritten, der im Winter im Fernen Osten anreiste, stieg plötzlich regelmäßig nachmittags die Körpertemperatur auf 37,1 bis 37,5 Grad. Im Sommer war es jeder Fünfte. Und noch ein anderes, nicht weniger merkwürdiges Phänomen: Anderthalb bis zwei Monate nach der Ankunft im hohen Norden klagten junge Leute, die bis dahin vor Gesundheit und Kraft strotzten, schon bei kleinsten körperlichen Verrichtungen über Atemnot. Was ging da vor sich? Reihenuntersuchungen im hohen Norden ergaben, daß sich die Struktur der Erkrankungen selbst bei länger ansässigen Zugereisten wesentlich von der bei den Einheimischen unterscheidet. Die Fremden haben zum Beispiel viel öfter mit Infektionen zu tun. Bei Untersuchungen auf Kamtschatka stellte man fest, daß die Neuen in der Regel um so häufiger den Arzt in Anspruch nehmen müssen, je größer der klimatische Kontrast zu ihrer alten Heimat ist. Die Ausfälle wegen Krankheit waren beispielsweise bei den Transkaukasiern fast zehnmal und bei den Kasachen noch viermal so hoch wie bei ihren sibirischen Kollegen. Ist es einfach die Sehnsucht nach den fernen Berggipfeln, den weiten Steppen und wogenden Kornfeldern, die den Wahl-Sibiriern zu schaffen macht? Untersuchungen ergaben, daß die Lebensdauer der roten Blutkörperchen bei den Nordländern fast um die Hälfte geringer war als bei den Bewohnern mittlerer Breiten. Dafür war die aktive Atmungsoberfläche der Lungen größer. Wenn nun aber die aus dem Süden Zugereisten zwei, drei Jahre im Norden gelebt hatten, vergrößerte sich ihre aktive Lungenoberfläche bis um sechzehn Prozent; ein ähnliches Wachstum, natürlich nicht in solchen Ausmaßen, war auch bei ihren rechten Herzkammern zu beobachten.

Die roten Blutkörperchen sind bekanntlich die Transporteure des Sauerstoffs im Organismus. Das Herz versorgt alle Organe mit Blut und damit mit Sauerstoff. Und der Gasaustausch mit der Umwelt – der durch die Atmung vollzogen wird – findet an den Lungenbläs-



chen statt. So lag die Vermutung nahe, die „polare Atemnot" einfach mit einem Sauerstoffmangel in der Atemluft zu erklären. Doch genaue Messungen durch Mitarbeiter des Instituts für Humanmorphologie unter Leitung von Akademiemitglied Professor Alexander Awzyn bestätigten, daß die Luft im Norden sogar etwas sauerstoffreicher ist, weil sie durch die Kälte gewissermaßen verdichtet wird. Also wird das Phänomen nicht von einem äußeren Sauerstoffdefizit, sondern von Vorgängen im Organismus selbst verursacht? „Ja", sagt Professor Awzyn, „beim Gasaustausch wird die Luft, die in die Lungen strömt, auf 37 Grad angewärmt und maximal angefeuchtet. Der Blutkreislauf hat also in unserem Fall nicht nur die fehlende Wärme auszugleichen, was noch verhältnismäßig einfach wäre, sondern auch den Mangel an Feuchtigkeit, deren Anteil bei starkem Frost in der Luft gleich Null ist. Bei den Bewohnern des Nordens sind die roten Blutkörperchen von vornherein an die extreme Kälte angepaßt und in der Lage, einen schnellen Gasaustausch in der Lunge zu gewährleisten. Bei den Menschen des Südens jedoch muß dazu erst das Netz der Kapillaren wachsen, damit die Atmungsoberfläche zunimmt."

Akute Erkrankungen beim Kurzzeittyp

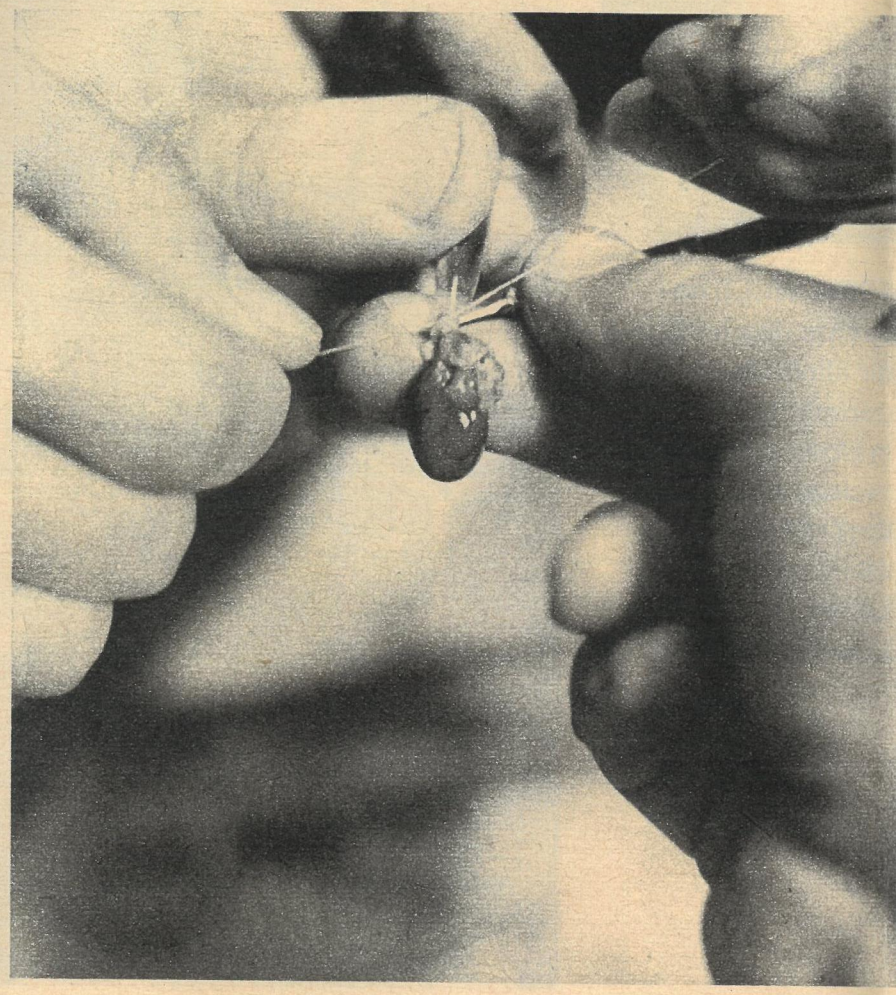
Im Labor des Instituts: Experimentiert wird hier mit einem Tierherz. Was man sonst als Laie bestenfalls hören kann, ist unserem Blick freigelegt – die rhythmischen Bewegungen im Sekundentakt. Rundherum sind nur Schläuche und Glasapparate, die das isolierte Organ außerhalb des Organismus für drei bis sechs Stunden am Leben erhalten, wie uns Dr. Arkadi Kolpakow erklärt: „Mit dem Experiment werden die verschiedenen Lebensbedingungen modelliert, in unserem Versuch mit einer Variation des Sauerstoffgehalts im Blut. Es ist durch eine entsprechende Blutersatzflüssigkeit ausgetauscht worden. Weil sie das Blut aber nicht vollständig ersetzen kann, büßt das Herz seine optimale Arbeitsfähigkeit nach zweieinhalb bis drei Stunden ein und stirbt dann schließlich ab. Die in dieser Zeit gewonnenen Daten sind aber wesentlich und helfen, Maßnahmen auszuarbeiten, um in Zukunft die Menschen unter den extremen Bedingungen des rauhen Klimas schneller heimisch zu machen."

„Wir sprechen in diesem Zusammenhang von Adaptation", so Professor Panin. „Ein Mensch, hineingeboren in seine ursprüngliche Umwelt und dort aufgewachsen, braucht eine gewisse Zeit und entsprechende Unterstützung, bis sich nach seiner Umsiedlung der Organismus an die neue Umgebung angepaßt hat."

Die Schwierigkeiten beginnen meist schon in den ersten Tagen mit all dem Neuen und Unbekannten, mit dem man plötzlich zurechtkommen muß. Die Anpassung an diese extremen klimatischen Bedingungen, berichtet Professor Panin, führt meist vorübergehend zu tiefgreifenden Veränderungen von Regulationsvorgängen beispielsweise des Stoffwechsels, der Atmungsorgane, des gesamten Herz-Kreislauf-Systems. Eine Krankheit kann deshalb anders ablaufen als gewöhnlich.

„In der ersten Phase der Anpassung verringert sich zunächst die allgemeine physiologische Stabilität des Organismus", sagt der Wissenschaftler. Er leitet einen weitgehenden Umbau ein, damit die physiologischen Hauptfunktionen in Zukunft wieder mit geringstem Energieaufwand ablaufen können. Ein Prozeß, der nicht selten mit einer erhöhten Körpertemperatur einhergeht, wie sie sich im Fernen Osten zeigte.

Dem einen fällt die Anpassung leichter; der andere ist trotz Familie, hohem Verdienst und einer Vollkomfortwohnung noch nach Jahren nicht wieder „zu Hause angekommen". „Die Theorie kennt zwei grundsätzlich verschiedene Typen der Anpassung", meint Aka-



demiemitglied Professor Wlail Kasnatschejew, Vorsitzender der Sibirischen Filiale der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR. „Die einen, die sehr gut mit kurzzeitigen hohen Belastungen fertig werden – und die anderen, die auf lang anhaltende, aber weniger intensive Änderungen ausgeglichen reagieren." Von denen, die auf die BAM-Baustellen gekommen waren, gehörte ein knappes Drittel eindeutig zum Kurzzeittyp, und fünfundzwanzig Prozent sind typische Langzeitler gewesen (der Rest war nicht eindeutig einzuordnen). „Den Reaktionstyp jedes einzelnen rechtzeitig festzustellen, ist von großer praktischer Bedeutung", sagt Professor Panin. „In der ersten Zeit haben die Langzeittypen die meisten Anpassungsschwierigkeiten, während sich die Kurzzeittypen schnell an die neuen Arbeits- und Lebensbedingungen gewöhnen. Aber ein, zwei Jahre später beobachtet man gerade bei den Kurzzeittypen eine wachsende Zahl von akuten Erkrankungen der Atmungswege, erhöhtem Blutdruck und sogar Fälle, bei denen die Umstellung überhaupt nicht gelingt. Und auch das ist für den praktizierenden Arzt wichtig zu wissen: Während die Langzeittypen in der Regel zu einem leichteren, aber längeren Krankheitsverlauf neigen, sind die Erkrankungen beim Kurzzeittyp akuter und nehmen dafür seltener chronischen Charakter an."

Ein Kompaß für die Gesundheit

Ihre wichtigste Aufgabe sehen die Mediziner in Sibirien jetzt darin, die individuellen Adaptationsmöglichkeiten des Menschen zu erforschen. Mit Spezialuntersuchungen der Menschen, die in eine andere Region ziehen, soll – wie das Professor Awzyn formulierte – im voraus der „biosoziale Preis" ermittelt werden, den das harte Kilma im Norden fordert.

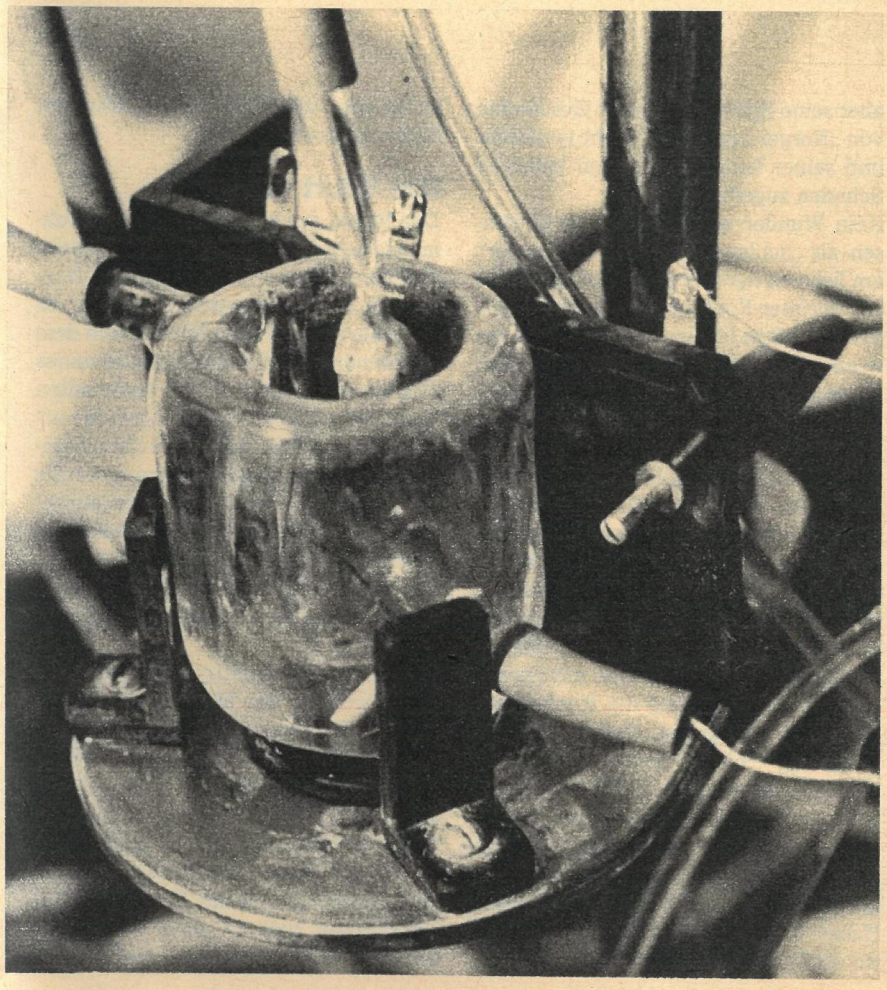
Wir besuchen ein Krankenhaus des Instituts für klinische und experimentelle Medizin in Nowosibirsk. Auf den ersten Blick scheint alles wie in einer Gebietsklinik auch anderswo. Die Kranken liegen hier wegen ähnlicher Leiden, die den Ärzten in aller Welt vorrangig zu schaffen machen: Herz-Kreislauf-Krankheiten, dann Erkrankungen der Atemwege einschließlich der Lunge und schließlich des Magen-Darm-Traktes. Jeder durchläuft, ob er nun Herzschmerzen oder Verdauungsprobleme hat, den gleichen Zyklus von Analysen, der verhältnismäßig aufwendig ist.

„Uns geht es gerade unter unseren Bedingungen um den Menschen insgesamt", erklärt Dr. Wladimir Subbotin. „Wir behandeln natürlich die Krankheiten, deretwegen die Patienten zu uns gekommen sind. Doch gleichzeitig erfassen wir mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln den Gesamtzustand des Organismus. Am Ende geben wir eine Art Gesundheitskompaß mit – eine wissenschaftlich fundierte Einzelprognose, die ganz konkrete Empfehlungen enthält: wann zum Beispiel bestimmte prophylaktische Maßnahmen notwendig werden, unter anderem auch ein Sanatoriumsaufenthalt." Der 41jährige Chefarzt, aus einer seit mehreren Generationen in Sibirien lebenden Familie stammend, erinnert an alte Traditionen der Volksmedizin in dieser Region. Die Medizinmänner hätten stets individuell „behandelt" und dabei einen ganzen Komplex von Heilprozessen bewirkt. Später führten die notwendig gewordenen wissenschaftlich-analytischen Arbeitsmethoden zu einer mehr organorientierten Medizin. Und in den Landkrankenhäusern wurde es beispielsweise zur Unsitte, nicht mehr von dem Patienten X, sondern von „der Galle", „der Leber" usw. zu sprechen. „Diese Zeiten sind bei uns vorbei. Jetzt, da wir mit dem Computer Hunderte konkreter Daten gleichzeitig erfassen und auswerten können, rückt wieder der ganze Mensch in den Mittelpunkt."

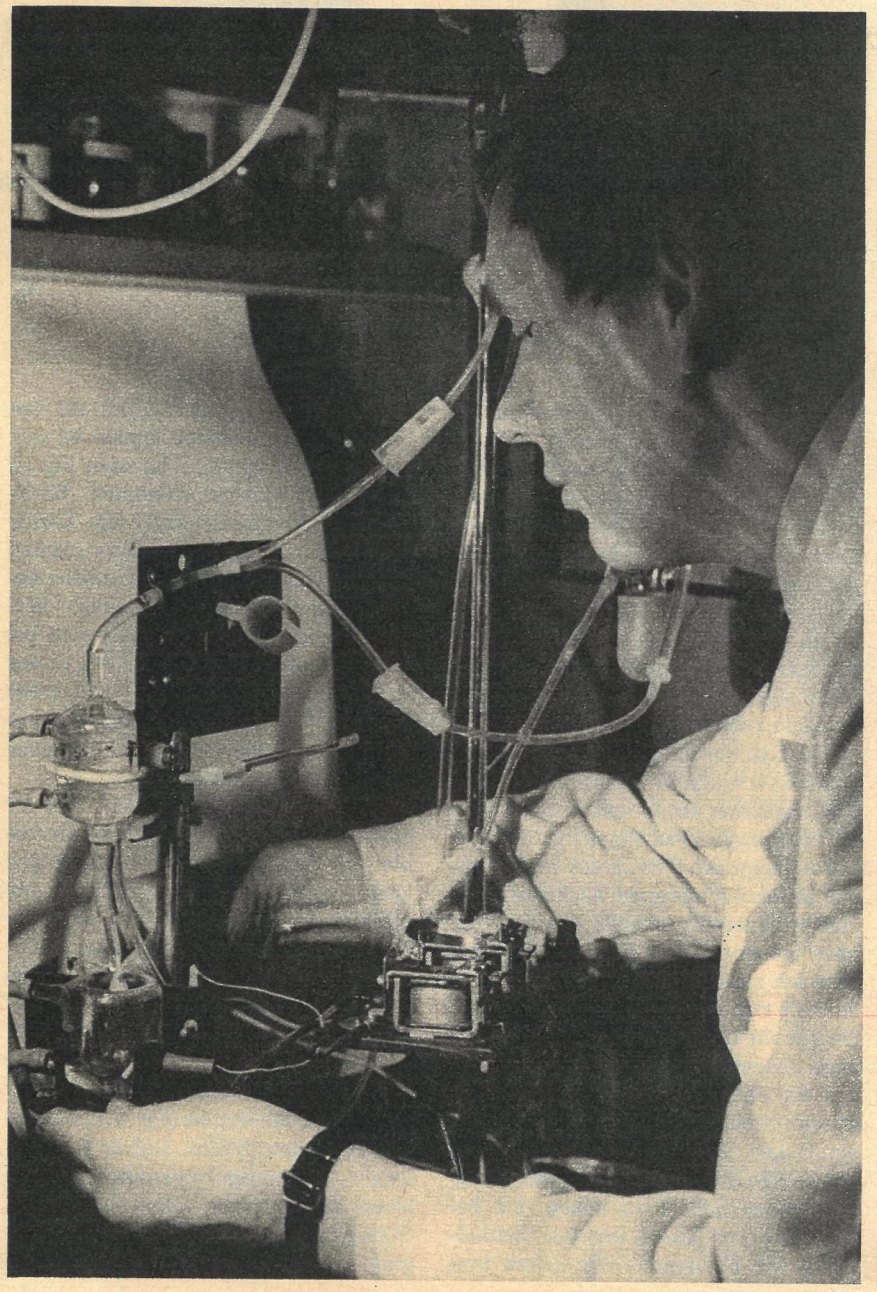
Und was empfiehlt, fragen wir, der praktische Arzt den Menschen, die hier heimisch werden wollen? Zuerst natürlich die Ernährung den Bedingungen anzupassen. In der Kälte überwiegt im Organismus der Fettstoffwechsel gegenüber dem der Kohlehydrate. Also muß man sich auf Pflanzenfette wie Sonnenblumen- und Olivenöl orientieren. Auf keinen Fall sollte man zuviel Kartoffeln, Brot und andere Mehlprodukte essen, die viele Kohlehydrate enthalten, sondern viele Eiweiße und Fette, wie sie im Fleisch enthalten sind.

Neben der Ernährung nach modernen Gesichtspunkten, betont Professor Panin, gehe es aber vor allem und in erster Linie um die Schaffung von günstigen Arbeits- und Lebensbedingungen, einschließlich denen für die Familie. Die Adaptation des Menschen ist deshalb zum Bestandteil des Programms „Sibirien" geworden, und im sibirischen Teil der UdSSR arbeiten daran über 50 Institutionen der verschiedensten Ministerien.

Gewinnung von neuen Erkenntnissen bei der Adaptation des Menschen an veränderte Lebensbedingungen: Ein Tierherz (links unten) wird an die Elektroden eines Elektrokardiographen angeschlossen. Dann kommt es in ein Glasgefäß, in dem es mit der notwendigen Körperwärme versorgt wird (unten). Das Blut wird von einer physiologischen Flüssigkeit imitiert, wobei der Sauerstoffanteil verändert wird (links). Ganz rechts: Dr. Kolpakow an der Versuchsanlage.



Zusatzfoto: Natschinkin



Stolz wie Toreros und versessen in die Idee, sie hätten soeben den größten Sieg ihrer Skigeschichte erfochten, verließen die Norweger den Kampfplatz des olympischen '4 × 10-km-Staffelrennens von Grenoble '68. Ihr leidenschaftlicher Gefühlsausbruch war begreiflich, denn mit der Goldmedaille verband sich etwas, was selbst der ansonsten so gelassene Haudegen Pal Tyldum in die Nähe eines kaum wiederholbaren Skiwunders rückte: „So perfekt siegt man, glaube ich, nur einmal."

Damals schnellster Mann des Tages und angeblich universellster Staffelläufer überhaupt, brauchte auch Odd Martinsen lange, um über dieses vermeintliche Mirakel nüchterner nachzudenken. „Ich weiß noch", erzählte er Jahre danach bei einer Tasse Kaffee in Seefeld, „wie ich zum ersten Wechsel kam und lauthals rief, damit es auch jeder hörte: ‚So gut wie heute lief ich noch nie!' Und dann machten wir das schönste Gold, das wir überhaupt machen konnten – es war für uns vier ein kolossales, weil einmaliges Ereignis, auf jeder Teilstrecke die durchweg schnellsten Leute im Rennen gehabt zu haben. Ich bewunderte vor allem unseren Schlußmann Ole Ellefsaeter. Wir hatten ihm einen riesigen Vorsprung mit auf den Weg gegeben, dennoch gönnte er sich keine ruhige Sekunde. Es trieb ihn zu zeigen, daß nun mit Rönnlund, Wedenin und Mäntyranta sogar die Kreuz-Buben Schwedens, der Sowjetunion und Finnlands keine Chance mehr besaßen, das Blatt noch zu wenden." Womöglich erinnerte sich Ellefsaeter bei seinem Kraftakt noch daran, daß es nur an ihm gelegen hatte, wenn nicht schon bei der Weltmeisterschaft zwei Jahre zuvor am Holmenkollen ein solcher Grand mit vieren stach.

Seitdem, bekannte Martinsen, habe er oft darüber nachgedacht, ob sich Grenoble '68 tatsächlich nie wiederholen lasse, von wem auch immer. „Ich schließe das nicht mehr aus. Es brauchen nur mal vier erstklassige Läufer zu kommen, denen auch das Glück so hold ist wie uns, die wir damals vermutlich als einzige keine Wachssorgen hatten." Martinsen war über ein volles Jahrzehnt – zuerst mit dreiundzwanzig, zuletzt mit dreiunddreißig – die Seele von Norwegens Staffel. Daß er in einem langen, achtungsgebietenden Skiläuferleben nur mit ihr, sonst nirgendwo Olympiasieger und Weltmeister wurde, ging ihm am Ende unter die Haut, hat aber seine Spuren durch die Geschichte von „Norges Langrenn" nicht verwischt und seiner hohen Reputation keinerlei Schaden zugefügt.

Kein Wunder eigentlich, wenn Martinsen als „schlauester Fuchs im Revier" am liebsten darüber philosophierte, was an vereinter Kraft und kollektiver Weisheit vonnöten ist, um eine Staffel zu gewinnen. „Ich war fünf Jahre lang Norwegens Startläufer: 1966 am Holmenkollen, als wir Weltmeister wurden, bei unserem Olympiasieg 1968 in Grenoble und unserem medaillenlosen Weltmeisterschafts-Auftritt 1970 in Štrbské Pleso. Jedesmal kam ich in führender Position zum ersten Wechsel. Ich forderte dies geradezu von mir, weil ich mich in die Vorstellung vergrub, als Spitzenreiter der Staffel Selbstvertrauen einzuflößen, ihr eine motorische Kraft zu verleihen und der Konkurrenz Probleme aufzugeben. Daß eine solche Rechnung nicht immer aufgehen konnte, wurde mir in Štrbské Pleso bewußt, wo am Ende noch alles schiefging. Indes trat ich in Norwegen selbst nur als Schlußläufer auf. Dabei habe ich gelernt, was es heißt, eine Staffel ‚nach Hause' zu bringen, wie kompliziert es ist, als Gejagter nicht den Kopf zu verlieren oder als Jäger keine taktischen Fehler zu machen..."

Der Spurt von Lahti

Der Mann, der bei der 4 × 10-km-Weltmeisterschaft 1978 in Lahti den Schweden die Chance vermasselte, eine Neuauflage des „Skiwunders Grenoble" zu inszenieren, hieß Juha Mieto. Nach dem verlorenen Duell seines Landsmannes Teurajärvi gegen den entfesselten Lundbäck führte dieser Goliath als schnellster Läufer des Tages die scheinbar schon geschlagenen Finnen an die Spitze. Dort wurde es dann dramatisch: Am letzten Wechsel nahmen nebeneinander Thomas Magnusson für Schweden und Matti Pitkänen für Finnland die alles entscheidenden zehn Kilometer in Angriff.

„Ich wechselte ständig von einer Spur in die andere, um Magnusson endlich mal zur Führung zu bewegen, aber er tat nicht dergleichen", klagte der Finne später. „Dann habe ich zweimal versucht, durch schnellen Antritt von ihm wegzukommen, doch gegen einen Magnusson an diesem Tag blieb auch das ohne Wirkung. Als der Schwede dann selbst antrat, hatte ich mein Pulver verschossen und nicht einmal mehr genü-

Im Foto für immer festgehalten ist der atemberaubende Ausgang eines 4 × 10-km-Staffelrennens, das bei der Weltmeisterschaft 1982 am klassischen Holmenkollen – in der „Mailänder Scala des Skisports" – über die Bühne ging. Nie zuvor wurde so schnell gelaufen, nie zuvor war die Dramatik größer. Vielleicht gibt es so etwas nie wieder: Nach nicht einmal zweistündigem Kampf zweimal Gold (auf unserem Foto Alexander Sawjalow/UdSSR und Oddvar Bra/Norwegen im Ziel) und zweimal Bronze! Im „hautnahen" Skilauf war ohnehin immer etwas los. Wenn die Weltberühmtheiten – unter ihnen Musterbeispiele von Staffelläufern wie Wjatscheslaw Wedenin, Odd Martinsen und Gerhard Grimmer – dort kämpften und siegten und verloren, schlug einem das Herz höher. FW-Reporter Hans Richard Vollbrecht blätterte in seinen Aufzeichnungen über anderthalb Jahrzehnte Staffelgeschichte.

Der Grand mit vieren

ihn einen Skikönig ohne Krone. Von der Sieghaftigkeit des „Nurmi auf Skiern" Veikko Hakulinen oder des Paradiesvogels Eero Mäntyranta hat er nie etwas abbekommen. Statt dessen lief immer nur die Pechmarie neben ihm her. Am härtesten traf es ihn 1980 in Lake Placid, als er das olympische 15-km-Rennen wegen einer lumpigen Hundertstelsekunde gegen den Schweden Wassberg verlor. Neben der Glücklosigkeit gehört Mietos Erscheinung zu seinen besonderen Kennzeichen. Fast zwei Meter groß und zwei Zentner schwer, böse Zungen behaupten, er habe sich schon einmal mit 118 Kilo Lebendgewicht auf die Waage gestellt. Kein Wunder, daß er nur bei „Klister"-Schnee keine großen Sorgen hat – anderer trägt ihn nicht. An den Füßen Schuhe aus dem 48er Karton. Das Gesicht von einem Vollbart verdeckt. Gutmütige Augen, hohe Stimmlage – der Bär „Jussi" grollt nicht. Kaum zu glauben, wenn einer sagt, er habe bei diesem kämpfesmutigen, unbeugsamen Goliath schon einmal Tränen gesehen. Aber geweint hat er 1978 in Lahti. Nicht wegen der verlorenen Staffel, doch nach der jäh zerronnenen Hoffnung auf einen Sieg über 15 Kilometer war von weither zu sehen, wie sich der Riese nach vorn beugte, die Mütze tief ins Gesicht zog und wie die Tränen in den vereisten Bart kullerten. Es war wie eine Szene in einem traurigen Film. „Minkä vuoksi! Minkä takia!" rief der Bär. „Warum, weshalb klebt mir das Pech an den Füßen!"

Mieto hat mit allen großen Staffelläufern der Welt gekämpft. Mit Martinsen und Wedenin, Grimmer und Klaus, Magnusson und Simjatow. Zweimal – 1978 in Lahti und 1980 in Lake Placid – war er Tagesschnellster, aber die Finnen gewannen trotzdem nicht. Das taten sie zu Mietos Zeiten nur 1976 in Innsbruck, wo der auf der zweiten Schleife mit erheblichem Rückstand gend Kraft, in seinem Windschatten zu bleiben." Magnusson schmunzelte. Gewieft wie Reineke Fuchs hatte er auf die Sekunde genau die Gelegenheit erfaßt, Pitkänen in die Knie zu zwingen: „Ich war mir anfangs meines Sieges gar nicht so sicher. Pitkänen lief, ob bergauf oder bergab, ein unerhörtes Tempo. So war ich gezwungen, genau herauszufinden, wann und wo ich ihn aus zweiter Position angreifen konnte. Erst nach neun Kilometern sagte ich mir: jetzt oder nie..." Juha Mieto verneinte die Frage, ob man im finnischen Lager nicht besser beraten gewesen wäre, ihn statt Pitkänen am Schluß laufen zu lassen: „Ich glaube nicht, daß ich den Kampf gegen diesen Höllenhund Magnusson besser ausgefochten hätte."

Juha Mieto aus dem Dorf Mieto. Seit Jahr und Tag rennt er dem Gold hinterher, das er bislang nur einmal in der Hand hielt – für den olympischen Sieg 1976 mit der Staffel. Die Finnen nennen laufende „Leuchtturm Suomis" genau zu jenem Zeitpunkt zum Sturm blies, da weit vor ihm in der Spur ein vom Gegenhang in eine Senke abfahrender Skitourist frontal mit dem in Führung liegenden DDR-Läufer Axel Lesser zusammenstieß und nach diesem folgenschweren Unglück das Rennen praktisch noch mal von vorn begann. Schlußläufer Arto Koivisto besorgte dann den Rest – keiner war an diesem Tag schneller als er. Gegen Garanin, Martinsen und Lundbäck rannte er wie ein Windhund. Das sowjetische Quartett vollbrachte noch eine Heldentat. Obwohl Beljajew wegen einer abgerissenen Schuhsohle über zwei Kilometer nur mit einem Ski gelaufen war und Olympiasieger Saweljew zum falschen Wachs gegriffen hatte, rissen Bashukow und Garanin noch die Bronzemedaille aus dem Feuer.

Am 25. Februar 1982 hatte der Skilauf eine Sternstunde, die so schnell aus der Erinnerung nicht verschwindet. Für den Ausgang des Weltmeisterschaftskampfes über 4 × 10 Kilometer war es unerheblich, daß fünf Staffeln weniger als zwei Stunden brauchten, doch es war ein Hinweis darauf, daß in diesem Rennen der leibhaftige Teufel mitlief. Zweimal wurde am Ziel die Videoaufzeichnung zur Medaillenfindung herangezogen. Zuerst zwischen der UdSSR und Norwegen, als Sawjalow und Bra Bindung an Bindung durch die Zielschranke huschten und sich der Norweger auch noch in den rettenden Hafen geradezu hineinstürzte. Gleiches geschah dann mit Finnland und der DDR, als Mieto und Schröder in gardemäßiger Seitenrichtung durchs Ziel fuhren und der finnische Recke noch im Querspagat den rechten Fuß eher über die unsichtbare Markierung zu schieben versuchte als der Klingenthaler. Die Computer streikten und spuckten unterschiedliche Rangfolgen aus. Erst sehr spät wurden die Sowjetunion und Norwegen auf Platz eins gesetzt, Finnland und der DDR zwar die gleiche Laufzeit, aber wegen Mietos Ausfallschritt nur den Skandinaviern die Bronzemedaille zugebilligt. Ein fehlendes Zielfoto, ein nicht genau auf der Ziellinie postiertes Videoband und ein offenkundiges Messen mit zweierlei Maß veranlaßte die DDR-Mannschaftsleitung, gegen diese von allen Seiten kritisierte Entscheidung der Jury Protest einzulegen. Ein Jahr später fuhr FIS-Präsident Marc Hodler nach Klingenthal und übergab bei einer nachträglichen Siegerzeremonie dem jungen DDR-Quartett die Bronzemedaille: „Der Anlaß zu dieser Reise hat mich froh gemacht."

Nach diesem Krimi vom Holmenkollen gestand Mieto, „nie im Leben auch nur von einem einzigen dieser DDR-Läufer je etwas gehört" zu haben – Bellmann und Wünsch, Schicker und Schröder, alle noch keine „Männer". Aber diese Namenlosen sprangen noch weiter als nur über ihren eigenen Schatten. „Nachdem sich Uwe gegen Eriksen und Wassberg, Härkönen und Nikitin wie ein ganz Großer geschlagen hatte, sind wir alle über uns hinausgewachsen", sagte Frank Schröder, der in Oslo gleich zweimal hautnah gegen die „Institution" Mieto gekämpft hatte.

Schon in der 15-km-Einzelkonkurrenz war Schröder dem Riesen begegnet. „Der Finne startete 30 Sekunden hinter mir und erwischte mich nach sieben Kilometern. Bereits in diesem Rennen blieb ich bis ins Ziel wie eine Klette an ihm hängen und machte dabei die Erfahrung, daß er auf den Anstiegen Ausreißversuche unternahm und ich auf den Abfahrten in seinem Windschatten länger ausruhen konnte als er – weil er zeitiger als ich die Stöcke wieder einsetzen, also schieben mußte. So kam er nie entscheidend von mir weg. Während der Staffel allerdings hatte er mal eine Lücke zwischen uns aufgerissen, die ich aber mit großem Kraftaufwand wieder schließen konnte. Im Finish erreichte ich dann die Grenze meines Menschenmöglichen. Unter Aufbietung der allerletzten Kraftreserven glich ich auch noch den Nachteil aus, auf die Außenspur wechseln und dabei drei Meter mehr laufen zu müssen als Mieto innen. Es blieb mir nichts anderes übrig, denn der Finne lag vor mir, und um meine Chance nicht zu verspielen, mußte ich irgendwann einmal aus dem Windschatten seines riesigen Kreuzes heraustreten. Am Ende ging ich fast in die Knie, ich war so kaputt wie selten zuvor..."

Der Glücksfall von Falun

Die Norweger haben einmal gesagt: „Jeder Sieg im Skilauf hat seine Größe, doch wer die Staffel gewinnt, ist der König unter uns." Sie, die bei Olympia und Weltmeisterschaften schon dreiundzwanzigmal im Langlauf gesiegt haben, erklärten ihre tiefe Verbeugung vor einem Triumph in der Staffel mit der Begründung, nicht nur die Skandinavier oder die Sowjetunion seien imstande, einen oder auch zwei große Läufer hervorzubringen – „aber das Land, das vier Männer hat, die eine Staffel zum Sieg führen können, ist eine Skination". Die bewegte Geschichte des Langlaufs könnte den Norwegern recht geben: Die Italiener hatten einen Franco Nones, die Polen einen Jozef Luszczek, aber beide keine siegreiche Staffel. Die stellten immer nur Norwegen und Schweden, Finnland und die Sowjetunion – bis jener 21. Februar 1974 von Falun kam, als in der „Höhle des Löwen" das DDR-Quartett Heßler/Meinel/Grimmer/Klause Weltmeister wurde.

Schlußläufer Gert-Dietmar Klause, der als Jäger den führenden Norweger Oddvar Bra in die Knie gezwungen und dann als Gejagter dem atemberaubenden Halali Juri Skobows widerstanden hatte, sagte an jenem Abend: „Wir sind mit dem Willen gestartet, uns nicht zu schonen und auf jedem Meter zu zeigen, was wir können. Wir redeten uns den Sieg nicht ein, aber wir wollten um eine Medaille kämpfen. Und ganz tief drinnen steckte auch ein bißchen Hoffnung auf einen Sieg. Wir hatten schon 1970 in Štrbské Pleso vom Siegen eine Idee kosten können, als Gerhard Grimmer schnellster Mann des Tages war und uns am Ende mit dem damals unvergleichlichen Wjatscheslaw Wedenin nur der König mattgesetzt hatte."

Dieser Wedenin war ein Skikönig vom Scheitel bis zur Sohle. Vor allem auch in der Staffel. Nachdem ihm in Štrbské Pleso Klause die Spur hatte freigeben müssen, lieferte er zwei Jahre später auf dem olympischen Terrain von Sapporo ein noch aufsehenerregendes Meisterwerk taktischer und läuferischer Klasse. Die Norweger jubelten schon, sie hätten gewonnen. Die Reporter entwarfen ihre Schlußbemerkungen und versahen Norges Sieg noch mit einem Schleifchen: Sie haben's auch ohne die grippekranken Martinsen und Grönningen gekonnt! Doch plötzlich avancierte dieser Wedenin zum schnellsten Mann des Tages. „Wie ein Berggeist rannte er durch den Wald", war später in einer Zeitung zu lesen. Und er schnappte sich tatsächlich noch Jos Harviken und siegte. So blieb vom oft strapazierten Begriff „Skiwunder" auch Sapporo nicht verschont. Aber diesmal las sich das besonders schön: „Das Mirakel von Makomanai".

Foto: ADN/ZB-Thieme

Steckenpferde

Mit Sammlerstolz präsentiert Juri Michailow einen Teil seines Hobby-Rennstalls (Foto rechts). Der ehemalige Kaskadeur und Testfahrer aus Moskau hat in seiner Freizeit eine geschichtliche Übersicht des russischen und sowjetischen Automobilbaus en miniature zusammengetragen. Seine Kollektion, die auch internationale Minimodelle enthält, umfaßt über 200 Einzelstücke. Sie beginnt mit einer originalgetreuen Miniausgabe des „Russobalt" aus dem Jahre 1914 und reicht bis zur kompletten LADA-Serie. Einige Fahrzeuge hat Juri Michailow selbst angefertigt. Als Kandidat der technischen Wissenschaften leitet er die Testabteilung des wissenschaftlichen Forschungsinstituts von Glawmosawtotrans. Er ist außerdem Meister des Sports im Automobilrennsport.

Fotos: Harald Almonat, Christoph Höhne, ADN-ZB/TASS, Lothar Liebmann, TASS, W. Soboljew, TASS/A. Tschumitschew, A. Gurewitsch;
Zeichnungen: A. Aljoschitschew;
Redaktion: Norbert Kaiser

Lastzug von SIL

Im Moskauer Lichatschow-Automobilwerk ist der Prototyp eines vierachsigen Sattelschleppers entwickelt und gebaut worden. Das Versuchsmodell (Foto links) hat inzwischen mit Erfolg alle Tests bestanden; angetrieben wird es von einem Dieselmotor des Typs SEL-645, der 185 PS in der Grundvariante leistet. Der neue Lastzug hat eine Tragfähigkeit von 14 Tonnen, das Vorgängermodell (Zugmaschine SIL-130) kann eine Maximallast von 11 Tonnen befördern. Voll belastet erreicht der Nutzkraftwagen eine Höchstgeschwindigkeit von 85 km/h.
Durch den modifizierten Motor verringern sich bedeutend der Kraftstoffbedarf und damit auch die Transportkosten.
Die Aufnahme der Serienproduktion des neuen Lastzuges ist im 12. Fünfjahrplan (1986–1990) vorgesehen.

LADA-Tips

ZAHNRIEMEN
Der erstmals am LADA 1300 S eingesetzte Nockenwellen-Zahnriementrieb ermöglicht eine Gewichtseinsparung und Geräuschminderung. Seine mittlere Lebensdauer beträgt 60 000 km. Danach hat der Wechsel in einer Vertragswerkstatt zu erfolgen. Voraussetzung für das Erreichen der optimalen Lebensdauer des Zahnriemens ist die regelmäßige Kontrolle.

KUPPLUNGSSPIEL
Mit zunehmender Belagabnutzung wird das Kupplungsspiel immer kleiner, bis bei zu kleinem Spiel das Kupplungsdrucklager überlastet wird und die Kupplung schleift. Das Nachstellen erfolgt mittels der Einstellmutter an der Ausrückgabel. Es ist richtig eingestellt, wenn sich die Ausrückgabel von Hand um 4 bis 6 mm bewegen läßt und am Kupplungspedal ein Spiel von 20 bis 30 mm vorhanden ist.

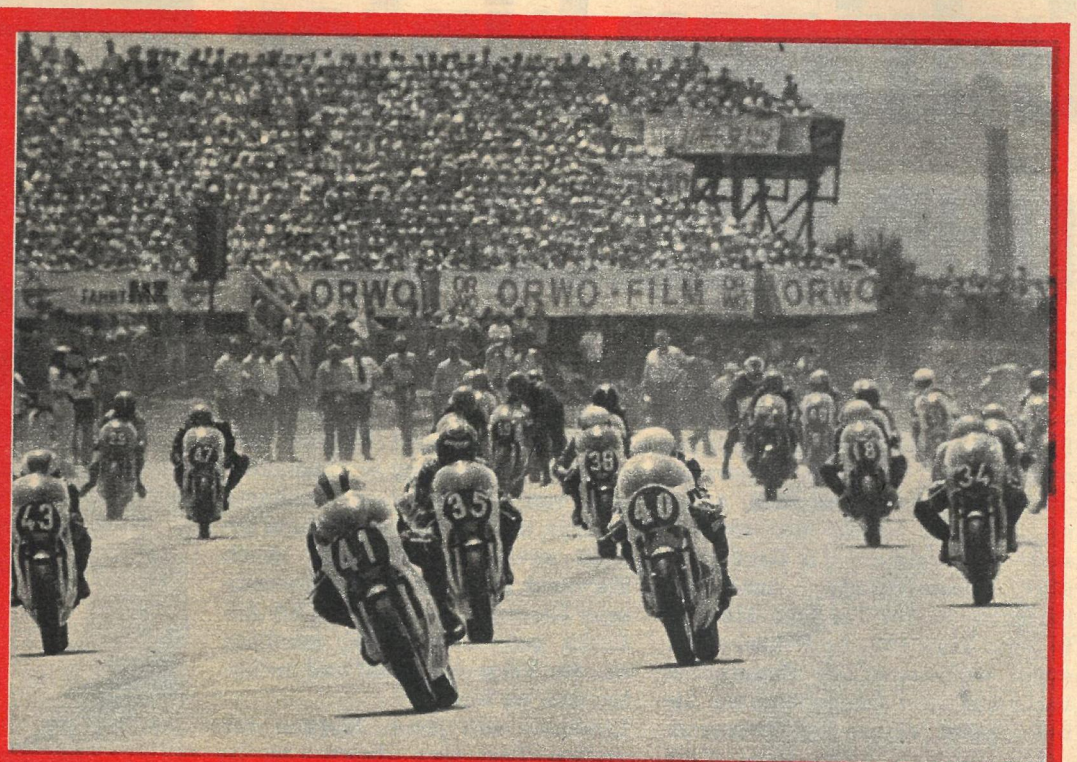
SCHWIMMER
Der Plastschwimmer der Gebereinrichtung im Benzintank des LADA versagt gelegentlich infolge Undichtheit. Hat man Epoxidharzkleber zur Hand, läßt sich die undichte Stelle damit verschließen. Es ist aber auch möglich, anstelle des defekten Plastschwimmers einen Tischtennisball am Geberhebel zu befestigen.

Verkehrs-Historie

Daß der Verkehr auf der Straße schon zu Zeiten unserer Altvorderen nicht unproblematisch war, belegt folgende Auswahl von Verhaltensregeln und Vorschriften, mit denen man im alten Rußland Zügellosigkeiten zu reglementieren suchte.
Zu Beginn des Jahres 1683 gab es zum Beispiel einen Erlaß, „gerichtet an Personen verschiedener Gesellschaftsschichten" von den Zaren Iwan und Pjotr Alexejewitsch. Darin hieß es: „Den großen Herrschern ist zu Ohren gekommen, daß viele gelernt haben, auf Schlitten mit Zügeln und großer Peitsche zu fahren, und während sie unaufmerksam durch die Straßen fahren, viele Menschen verletzen. Deshalb ist in Zukunft nicht mehr nur mit Zügeln, sondern mit Kutschern zu fahren..."
1730 wurde ein Dokument herausgegeben, in welchem den Fuhrleuten und allen übrigen Schichten angeraten wurde, wenn sie mit gezäumten Pferden reisen, mit aller Vorsicht und Aufmerksamkeit zu fahren... „Zuwiderhandelnde werden zunächst mit der mehrstriemigen Knute, dann mit der Peitsche geschlagen und dann zur Zwangsarbeit verbannt." Im selben Jahr wurde noch ein anderer Erlaß bekanntgegeben: „Wer auf schnellen Pferden mit hängenden Zügeln oder in einem schnellen Gespann fahren will, hat nach Jamskaja sloboda (abgelegene Vorortsiedlung) oder an Flüssen entlang zu fahren oder zu reiten, wo wenig Menschen umherlaufen..."

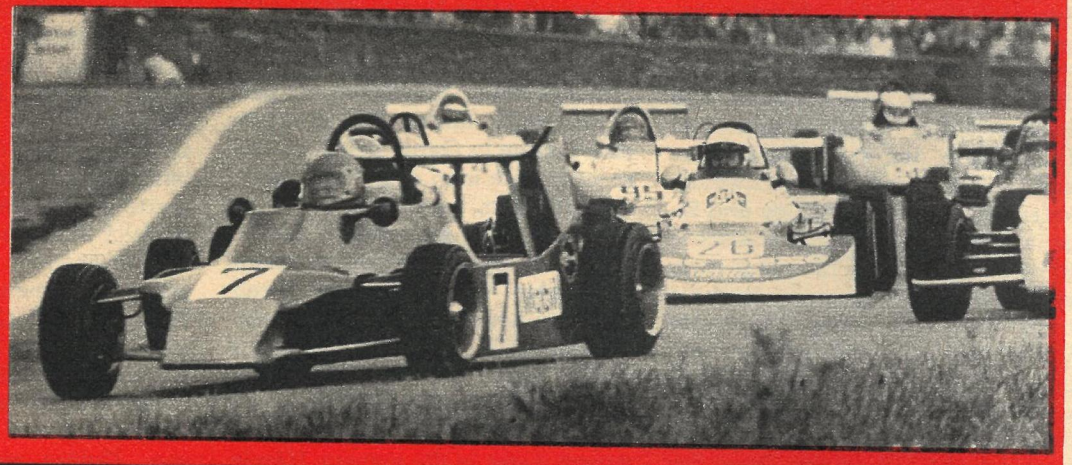
Zwei Jahre später folgte eine Ergänzung: „Wenn jedoch jemand sich erdreistet, gegen den Erlaß zu verstoßen und schnell und unachtsam handelt, so daß die Leute zur Seite springen müssen oder gar von den Zügeln gestreift werden sowie von den Pferden oder Schlitten geprellt werden, so erfolgt entsprechend der Schuld eine Bestrafung oder Hinrichtung."
„Man sollte annehmen", schrieb die Zeitschrift „Russkaja starina" damals, „daß vor solchen harten Strafen die Rasereien mit allen Rüpeleien beendet gewesen wären. Doch es war nicht so."
1737 „fuhren irgendwelche Leute mit einem zweispännigen Schlitten den Feldmarschall Minich fast zu Tode und verletzten den auf den hinteren Tritten stehenden Adjutanten so schwer, daß er gerade noch mit dem Leben davongekommen war." Es folgte ein neuer Erlaß: „Die Schlitten müssen mit

DDR		
14./15. 4.	Sachsenring-Rallye	Zwickau
12./13. 5.	K-Wagenrennen	Cottbus
26./27. 5.	Auto-Cross	Frohburg
9./10. 6.	Speedway	Güstrow
6./7. 7.	Motorradrennen	Hohenstein-Ernstthal
8. 7.	Moto-Cross	Wolgast
4./5. 8.	Automobilrennen	Schleiz
25./26. 8.	Motorradgeländesport	Zschopau
16. 9.	Motorradrennen	Frohburg
VR POLEN		
12./13. 5.	Speedway	Tarnów/Rzeszow
19. 5.	Moto-Cross	Cieszyn
26./27. 5.	Motorradgeländesport	Kraków
26./27. 5.	Automobilrennen	Kielce
23./24. 6.	Trial	Myślenice
6.–8. 7.	Rallye Polen	
25./26. 8.	Motorradrennen	Poznań
ČSSR		
21./22. 4.	Motorradgeländesport	Chřič (Plzeň)
5./6. 5.	Automobilrennen	Most
16. 6.	Moto-Cross	Povazška Bytrica
16./17. 6.	Speedway	Pardubice
22. 7.	Motorradrennen	Jindřichuv Hradec
4./5. 8.	K-Wagenrennen	Pisek
14./15. 9.	Tatra-Rallye	Poprad
UNGARISCHE VR		
30. 3.–1. 4.	Rallye Salgo Kupa	Salgotaujan
24. 6.	Moto-Cross	Hodmezövasarhely
7./8. 7.	Speedway	Nyiregyhaza/Szeged
26. 8.	Auto-Cross	Turkeve
UdSSR		
11./12. 2.	Rallye	Tallinn
13. 5.	Moto-Cross	Charkow
19./20. 5.	Speedway	Rowno
2./3. 6.	Automobilrennen	Riga
15. 7.	Motorradrennen	Riga
7./8. 7.	K-Wagenrennen	Kiew
VR BULGARIEN		
12./13. 5.	Rallye Goldstrand	Varna
28./29. 7.	Moto-Cross	
11./12. 8.	Auto-Cross	Samokov
25./26. 8.	K-Wagenrennen	
15./16. 9.	Automobilrennen	Albena
15./16. 9.	Speedway	
SR RUMÄNIEN		
22.–24. 6.	Donau-Rallye	
4./5. 8.	Moto-Cross	
8./9. 9.	Speedway	



Rennjahr '84

Für Motorsportfreunde interessant: Bereits im April wird die Jagd um die Pokale der Freundschaft der sozialistischen Länder wieder in vollem Gange sein. Bis zum Saisonende im September gibt es dazu in 11 Disziplinen eine Vielzahl von Wertungsveranstaltungen. Spezialität der DDR-Fahrer in diesen Mannschaftswettbewerben waren 1983 die Automobilrennen (Rennwagen Gruppe E bis 1300 cm³) und Auto-Cross (bis 1600 cm³ Hubraum). Nebenstehend die Termine für die diesjährige Saison. Foto oben: Sachsenringrennen 1983, Start der Klasse bis 250 cm³; Foto unten: Schleizer Dreieckrennen 1983, Pokallauf der Gruppe E.

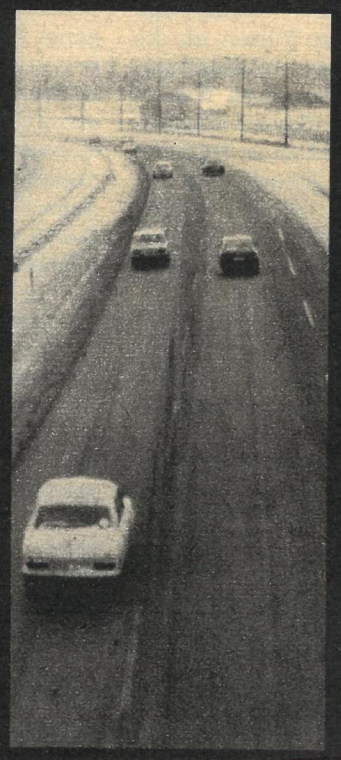


Deichseln ausgerüstet sein."

Unter Zarin Jelisaweta Petrowna, einer Tochter Peters I., gab es eine neue Verfügung: „Reitet jemand auf wilden Pferden, so ist er durch Polizeikommando einzufangen, und die Pferde werden dem herrschaftlichen Reitstall zugestellt."

Um 1755 herum kam in Petersburg das Reisen mit brennenden Fackeln in Mode, worauf eine Verordnung folgte, in der dies untersagt und dazu angehalten wurde, Laternen zu verwenden. Die Kutscher wurden angewiesen, nicht mit lautem Peitschenknall und schrillen Pfiffen während der Nacht zu fahren. Schließlich wurde noch ein Erlaß vom März 1800 bekannt, der Briefträgern, Reitern und Kurieren verbot, auf dem Bürgersteig zu reiten.

W. Surmilo



Eisinseln

Im Winterfahrverkehr können auf weitgehend abgetauten und abgetrockneten Straßen unversehens Eisinseln auftauchen, die Schleudergefahr heraufbeschwören. Das abfließende Schmelzwasser sucht sich oftmals seinen Weg quer über die Straßen, und bei um den Nullpunkt wechselnden Temperaturen gefriert es dort über Nacht. Gefährlich wird es, wenn sich solche Eisinseln in nicht einsehbaren Kurven festsetzen und man nicht mehr sicher genug abbremsen kann. In bergigen Gegenden sollte daher vor Kurven grundsätzlich langsamer gefahren werden, als es die gerade abgetaute und abgetrocknete Fahrbahnoberfläche zuläßt. Eine Sicherheitsreserve ist für Kurven zu empfehlen.

Waschmitteltrick

Um Autoscheiben vor dem Beschlagen oder Anlaufen von innen zu schützen, ist nicht unbedingt das „Antibeschlagtuch" erforderlich. Man nimmt ein Stück sauberes Tuch, taucht es in Feinwaschmittellauge oder Fit und hängt es so tropfnaß zum Trocknen auf. Werden dann mit diesem Tuch die Scheibeninnenseiten abgerieben, beschlagen sie nicht.

Apfeltrick

Chemische Ablagerungen auf der Frontscheibe erschweren den Wischern die Arbeit, besonders nach einsetzendem Regen. Wischergummis, die hin und wieder mit einem Stück Apfel kräftig ab- bzw. eingerieben werden, sorgen schnell für klare Sicht durch die Scheibe. Dieser Trick hilft vor allem bei schon etwas strapazierten Wischergummis.

Schutz vor Beschlagen

Absicht... und Wirkung.

Intrigen hinter den Kulissen

Litwinow und seine Mitarbeiter wohnten im Hause Skwirskis, eines sowjetischen Handelsvertreters. Rund um das Haus wimmelte es geradezu von Polizisten, einerseits „ehrenhalber", wie es hieß, andererseits zum Schutz der sowjetischen Diplomaten. An Gerüchten über beabsichtigte Anschläge herrschte in der Tat kein Mangel. In New York soll die Polizei sogar einen weißrussischen Emigranten vorübergehend festgenommen haben. Später wurde das Polizeiaufgebot auf Litwinows Bitte stark verringert.

Erste Verhandlungen

Der Volkskommissar fuhr jeden Morgen ins Außenministerium oder ins Weiße Haus. Er trug einen dunklen Herbstmantel, weißen Schal, Hut, Spazierstock. Wo er ging und stand, nie wurde er die Reporter los. Jeden Morgen begrüßte er sie mit gleichbleibender Freundlichkeit und bat sie um Geduld. Es war offensichtlich, daß Roosevelt den ersten sowjetischen Diplomaten, den er zu Gesicht bekam, eingehend studierte. Zweifellos suchte er spezielle Züge und Eigenarten, über die ein russischer Revolutionär seiner Meinung nach verfügen mußte. Aber er fand sie nicht. Der ein wenig korpulente Volkskommissar war korrekt und gut gekleidet, besaß eine realistische und methodische Betrachtungsweise und sprach obendrein noch ein gutes Englisch. Diese äußere Erscheinung hätte den Präsidenten zu Irrtümern verleiten können, aber Roosevelt war ein aufmerksamer Beobachter und ein scharfsinniger Politiker, der schnell begriff, daß sein Gesprächspartner von der Richtigkeit und Gerechtigkeit der Sache, die er vertrat, grenzenlos überzeugt war. Das imponierte Roosevelt. Als Litwinow acht Jahre später wieder nach Washington kam, diesmal als Botschafter seines Landes, entstanden zwischen beiden Männern Beziehungen, die man ohne Übertreibung als freundschaftlich bezeichnen darf.

Weder Litwinow in Washington noch irgend jemand in Moskau machte sich die geringsten Illusionen über die Schwierigkeiten, die einer für beide Seiten akzeptablen Vereinbarung entgegenstanden. Die Feinde der Anerkennung waren immer noch stark, und sie gaben keine Ruhe. Robert Kelly, der Leiter der osteuropäischen Abteilung im Außenministerium, hatte bereits im Frühsommer ein Memorandum auf den Schreibtisch des Präsidenten lanciert, das die Aufnahme diplomatischer Beziehungen von Bedingungen abhängig machte, die für die Sowjetunion absolut unannehmbar waren. Auch Kerenski und etliche weißgardistische Generale, die in den USA Zuflucht gefunden hatten, tauchten aus der Versenkung auf und meldeten sich zu Wort.

Litwinow sah jeden Morgen die großen Zeitungen durch, die in Washington und in New York erschienen – sie strotzten von antisowjetischen Lügen und Verleumdungen. Es gab sogar Leute, die nicht davor zurückschreckten, in Roosevelts private Sphäre einzudringen, um eine Verständigung mit der Sowjetunion zu hintertreiben. Ganz Amerika wußte, wie sehr Roosevelt seine Mutter liebte. Aber alle wußten auch, daß seine Frau Eleanor ihre Schwiegermutter keineswegs liebte. So setzten ein paar Schlauköpfe hinter den Kulissen eine Intrige in Gang. Seine Mutter, so versuchte man dem Präsidenten einzuflüstern, werde einen Schock erleiden, wenn sie erfahre, daß ihr Sohn mit Bolschewiken an einem Tisch sitze. Wie zu erwarten, beabsichtigte der Präsident nicht, seine Außenpolitik von den Emotionen seiner Mutter oder seiner Frau abhängig zu machen. Ja, Roosevelt nahm die Verhandlungen mit Litwinow sogar in die eigenen Hände. Jedenfalls behielt er sich das entscheidende Wort vor, wohl wissend, daß die Sache sich zumindest in die Länge ziehen würde, wenn er sie allein seinem Staatssekretär Cordell Hull überließe.

Warum General Graves aus Sibirien abzog

Bereits am ersten Tag legte Hull die amerikanischen Ansprüche auf den Tisch. Wie ein braver Buchhalter verlas er eine lange Liste von Daten und Zahlen. Es ging um die Millionenkredite, mit denen Washington die provisorische Regierung Kerenskis ein paar Monate über Wasser gehalten hatte. Diese Millionen sollte die Sowjetunion jetzt zurückzahlen, mit Zinsen.

Litwinow erwiderte, er könne Mr. Hulls Liste noch vervollständigen. Die Kerenski gewährten Kredite seien auch für den Ankauf von Waffen für Judenitsch, Wrangel und andere zaristische Generale ausgegeben worden. Diese Finanzierung der Konterrevolution habe dem russischen Volk große Leiden verursacht. Das zu beweisen, sei nicht schwer. Er, Litwinow, sei überzeugt, daß Kerenski und die Generale diese Gelder nicht erhalten hätten, wenn die damalige Regierung der USA die gleichen Ziele verfolgt hätte wie die gegenwärtige Administration. Wie könne man vom russischen Volk verlangen, Kanonen und Gewehre zu bezahlen, mit denen Russen erschossen worden seien! Es wäre beispielsweise genau so widernatürlich, wollte man die Amerikaner zwingen, Gelder zurückzuzahlen, die England ausgegeben habe, um Krieg in Amerika zu führen, als die Amerikaner für die Unabhängigkeit ihres Landes kämpften. Nebenbei bemerkt hätten damals alle fortschrittlichen Menschen in Rußland den Kampf der Amerikaner für ihre Freiheit mit großer Anteilnahme verfolgt. Selbst Katharina II. habe den Amerikanern ihre Sympathie nicht versagt.

Franklin Roosevelt, Präsident der Vereinigten Staaten von 1933 bis 1945, gehörte in der Administration zu den Anhängern normaler Beziehungen mit dem ersten sozialistischen Land in der Welt.

Litwinow wählte seine Worte sehr sorgfältig, er wog Nuancen ab. Roosevelt hörte interessiert zu und warf seinem Staatssekretär von Zeit zu Zeit einen Blick zu. Hull verbarg nicht, daß er Litwinows Entgegnung lediglich als „rote Propaganda" betrachtete. Als Roosevelt sich überzeugt hatte, daß Litwinow nicht nachgeben würde, schlug er vor, zur zweiten Frage überzugehen – zum Thema der Kredite könne man ja noch einmal zurückkehren.

Auch bei der zweiten Frage ging es um Geld. Hull präsentierte wiederum eine lange Liste: ein vorbereitetes Verzeichnis von amerikanischen Kapitaleigentümern, deren Besitz in Rußland nach der Revolution nationalisiert worden war. Die Regierung der USA, erklärte Hull, bestehe auf der Zahlung von Entschädigungen.

Litwinow antwortete, seine Regierung sei in der Lage, eine Aufzählung von Gegenansprüchen vorzulegen. Während des Bürgerkrieges hätten die Vereinigten Staaten bekanntlich ein „Expeditionskorps" unter dem Kommando von General Graves nach Sibirien entsandt. Die Verluste, die seinem Land durch diese amerikanischen Truppen zugefügt wurden, lägen bedeutend höher als der Wert dessen, was Amerikaner in Rußland verloren hätten. Darauf erinnerte Staatssekretär Hull daran, daß die USA das Korps des General Graves aus Sibirien wieder zurückgezogen hätten. Litwinow präzisierte diesen Vorgang: Graves war gezwungen, mit seinen Truppen abzuziehen, als die Hoffnungslosigkeit jeglicher Intervention offen zu Tage lag. Die Auseinandersetzung über die Entschädigungsforderungen zogen sich tagelang hin.

Rasch und leicht erledigte sich das nächste „Problem": daß die UdSSR sich jeglicher Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Vereinigten Staaten enthalten müsse. In diesem Zusammenhang erkundigte sich Roosevelt, ob den Mitarbeitern der amerikanischen Botschaft in Moskau Religionsfreiheit garantiert werde und ob sie die Möglichkeit haben würden, Kirchen oder Synagogen ihrer Glaubensrichtung aufzusuchen. Litwinow erläuterte dem Präsidenten die entsprechenden Artikel der sowjetischen Verfassung und machte ihn darauf aufmerksam, daß alle in Moskau akkreditierten Diplomaten, die es wünschen, die-

FREIE WELT - Serie 2

Als 1924 kurz nacheinander England, Italien, Norwegen, Griechenland, China, Mexiko und andere Staaten, nach einigem Zögern auch Frankreich, die Sowjetunion anerkannten, war die diplomatische Isolierung der UdSSR endgültig gebrochen. Die offensichtliche Stabilisierung der Sowjetmacht und die Verlockung des „roten Handels" drängten in den bürgerlichen Ländern, die ausnahmslos unter wirtschaftlichen Schwierigkeiten litten, den Gedanken an neue antisowjetische Interventionsabenteuer vorübergehend in den Hintergrund. Nur das mächtigste Land der kapitalistischen Welt widersetzte sich damals der weltweiten Anerkennungswelle. Doch bereits damals gab es politische Kräfte in den USA, die sich zu einer realistischen Politik normaler Beziehungen mit dem ersten sozialistischen Staat der Welt durchgerungen hatten. Damit wurde der Weg geebnet für ein künftiges friedliches Nebeneinander im Gegensatz zu einer gefährlichen Konfrontationspolitik. Die antisowjetische Politik der Stärke der gegenwärtigen USA-Regierung zeigt, daß sie die Lehren aus der Geschichte nicht gezogen hat. Wie sich im Herbst 1933 letztlich die politische Vernunft durchgesetzt hat, schildert der sowjetische Publizist Sinowi Schejnis in seinem folgenden Bericht.

ses Recht in Anspruch nehmen. Aber selbst als Litwinow in schriftlicher Form bestätigt hatte, daß seine Regierung den amerikanischen Diplomaten Religionsfreiheit garantiere, gab Staatssekretär Hull noch immer keine Ruhe. Plötzlich verlangte er für seine Landsleute das zusätzliche Recht, in der UdSSR Räumlichkeiten zur Ausübung religiöser Riten zu mieten oder sogar als Besitz zu erwerben. Diese Forderung wies Litwinow zurück. Privilegien für amerikanische Diplomaten werde es nicht geben.

Trotz der Meinungsverschiedenheiten gelang es Litwinow, den Präsidenten zu überzeugen, daß es für die Beziehungen beider Länder im gegenwärtigen Augenblick nichts gab, was wichtiger wäre, als die gegenseitige Anerkennung. So kam es zum erfolgreichen Abschluß der Verhandlungen. Roosevelt und Litwinow tauschten kurze Schreiben aus, in denen sie die Bereitschaft ihrer Regierungen erklärten, normale diplomatische Beziehungen aufzunehmen und Botschafter auszutauschen. Roosevelt fügte hinzu, und Litwinow bediente sich in seiner Antwort nahezu der gleichen Worte: „Ich hoffe, daß die Beziehungen, die jetzt zwischen unseren Völkern hergestellt wurden, für immer normal und freundschaftlich sein werden und daß unsere Völker hinfort zu ihrem gegenseitigen Nutzen und zur Erhaltung des Friedens in der ganzen Welt zusammenarbeiten werden."

Der arme Mr. Bullitt auf den Sperlingsbergen

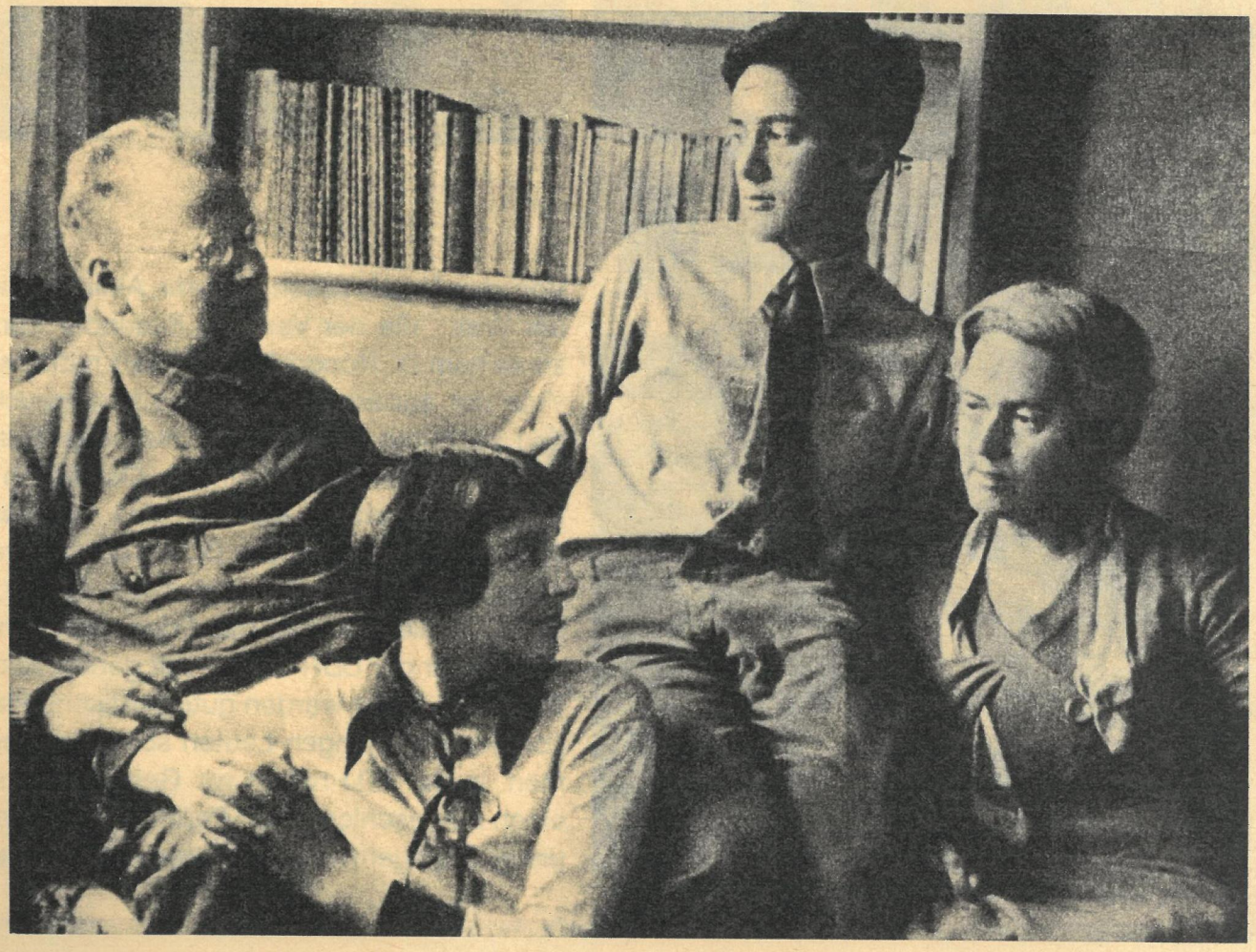
Schon vor dem erfolgreichen Abschluß der Verhandlungen ließ Roosevelt durchblicken, daß er sich entschlossen habe, William Bullitt zum Botschafter der USA in Moskau zu ernennen. Bullitt war 1919 in Moskau gewesen und hatte schon frühzeitig für eine Annäherung beider Länder plädiert. Vielleicht hielt ihn Roosevelt deshalb für einen geeigneten Kandidaten. In Moskau machte man sich eigene Gedanken über Mr. Bullitt. In eingeweihten Kreisen wurde Bullitt gewöhnlich so charakterisiert: „Bullitt ist ein armer Mensch – Papa hat ihm nur ganze fünf Millionen Dollar hinterlassen." Während der Verhandlungen in Washington erkundigte sich Bullitt bei Litwinow, welcher Bezirk Moskaus am höchsten gelegen sei. Litwinow nannte die Sperlingsberge, die heutigen Lenin-Berge, und fügte hinzu, von dort oben gesehen, liege Moskau wie auf der Handfläche ausgebreitet vor dem Betrachter. Mr. Bullitt war begeistert: Genau dort auf diesen Sperlingsbergen müßte die amerikanische Botschaft errichtet werden, um wirkungsvoll über Moskau zu dominieren. Er habe schon einen Entwurf in der Tasche. Die Botschaft müsse unbedingt dem berühmten Haus George Washingtons ähneln. Litwinow erwiderte gelassen, er freue sich darauf, Mr. Bullitt in Moskau zu empfangen. Es stünde ihnen beiden noch sehr viel Arbeit bevor, um wahrhaft freundschaftliche Beziehungen herzustellen.

Im Laufe eines der letzten Gespräche im Weißen Haus meldete ein Adjutant, daß eine direkte Telefonverbindung mit Moskau hergestellt sei. Das war eine Überraschung, die sich der Präsident für Litwinow ausgedacht hatte. So kam es, daß der Volkskommissar im Weißen Haus, seine Frau Ivy und sein Sohn Mischa im Zentralen Telegrafenamt Partner des ersten Telefongesprächs waren, das jemals zwischen beiden Hauptstädten geführt wurde. Das Gespräch wurde auf eine Grammophonplatte aufgezeichnet und im amerikanischen Rundfunk gesendet. Als Litwinow anschließend in Roosevelts Arbeitszimmer zurückkehrte, sagte der Präsident lächelnd: „Mr. Litwinow, wenn die Amerikaner erfahren, daß der bolschewistische Kommissar eine Frau und Kinder hat, daß er Familienvater ist, wird das die beste Propaganda für Ihre Gesellschaftsordnung sein." Zum Abschied schenkte der Präsident Litwinow ein Kofferradio, zu jener Zeit eine große Rarität.

Ein Beamter des Außenministeriums überreichte Litwinow die Schlüssel der alten russischen Botschaft. Die zaristische Regierung hatte die Villa einst von dem amerikanischen Millionär Pullman gekauft. Litwinow besichtigte das Haus. Bachmetjew, der letzte Botschafter der Schatten-Regierung Kerenskis, war erst vor kurzem ausgezogen. Schweigend, nachdenklich ging Litwinow durch die Räume.

Ende

Fotos: Archiv



Volkskommissar Litwinow und seine Familie (Tochter Tanja, Sohn Mischa, Ehefrau Ivy) waren 1933 Partner des ersten direkten Telefongesprächs, das jemals zwischen Washington und Moskau geführt wurde.

HAJO SCHÜLER

1943 geboren in Erfurt

Lehre als Gebrauchswerber

Arbeit als Gestalter, Pressezeichner, Karikaturist bei „Das Volk“ Erfurt

1968/72 Studium an der Fachschule für Werbung und Gestaltung Berlin

seit 1972 freischaffend als Gebrauchsgrafiker in Erfurt
seit 1978 Vorsitzender der Erfurter Bezirkssektion Gebrauchsgrafik und Mitglied der Zentralen Sektionsleitung im Verband Bildender Künstler der DDR

erfolgreiche Beteiligung an nationalen und internationalen Wettbewerben, seit 1979 ständig bei den „Besten Plakaten“ der DDR

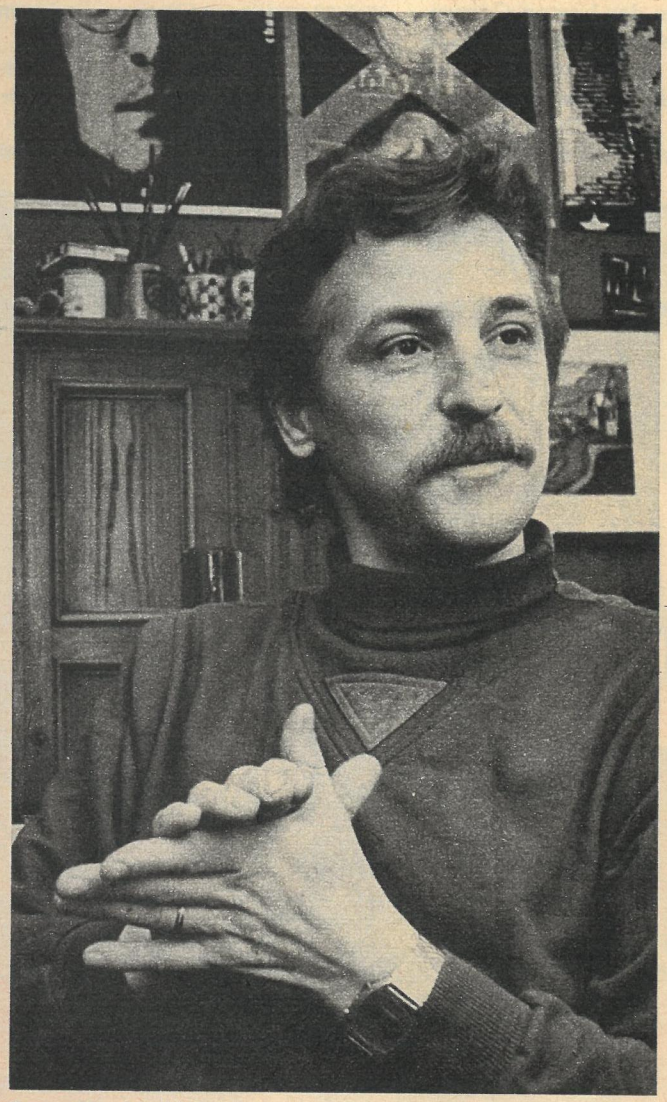
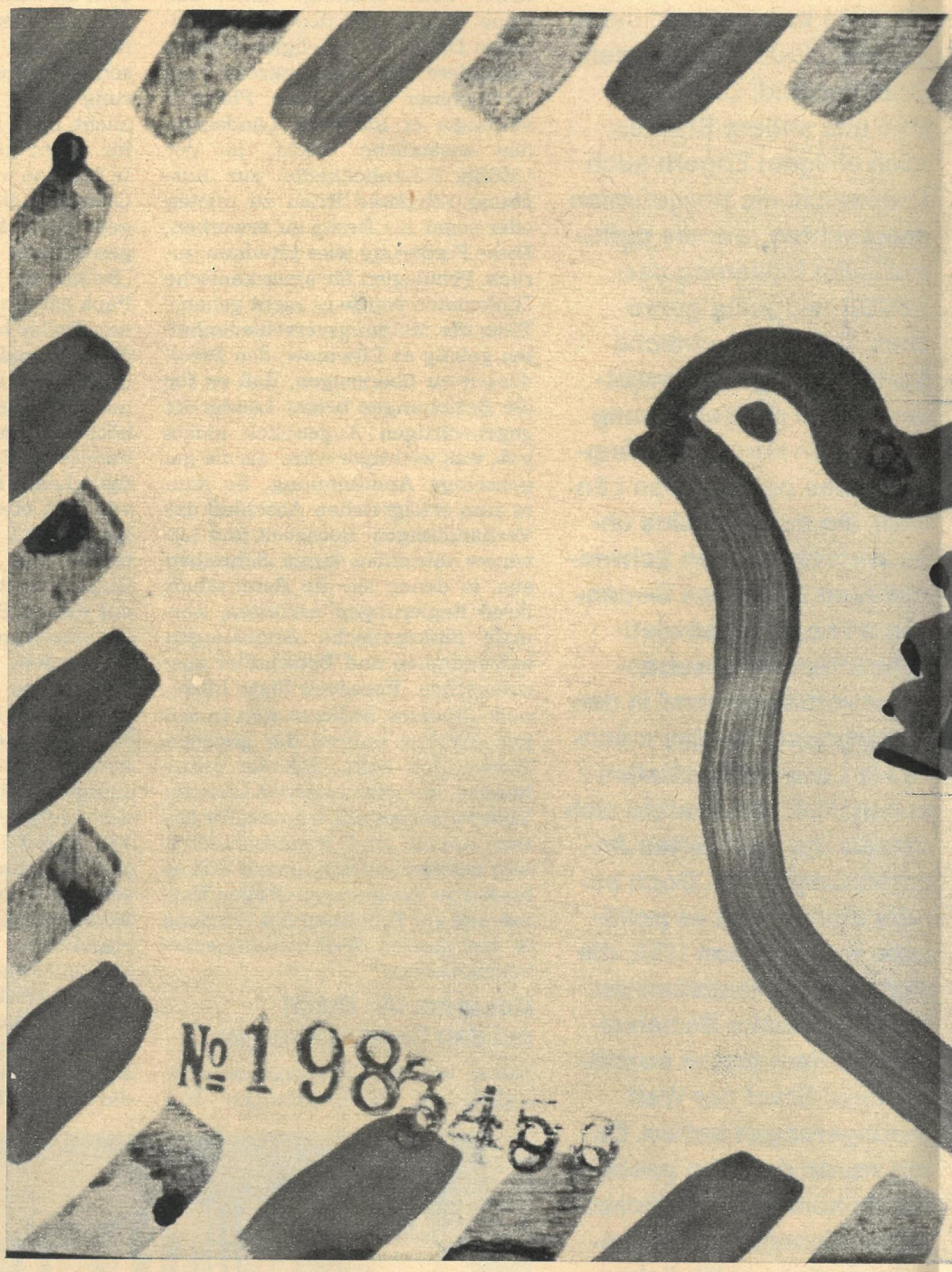
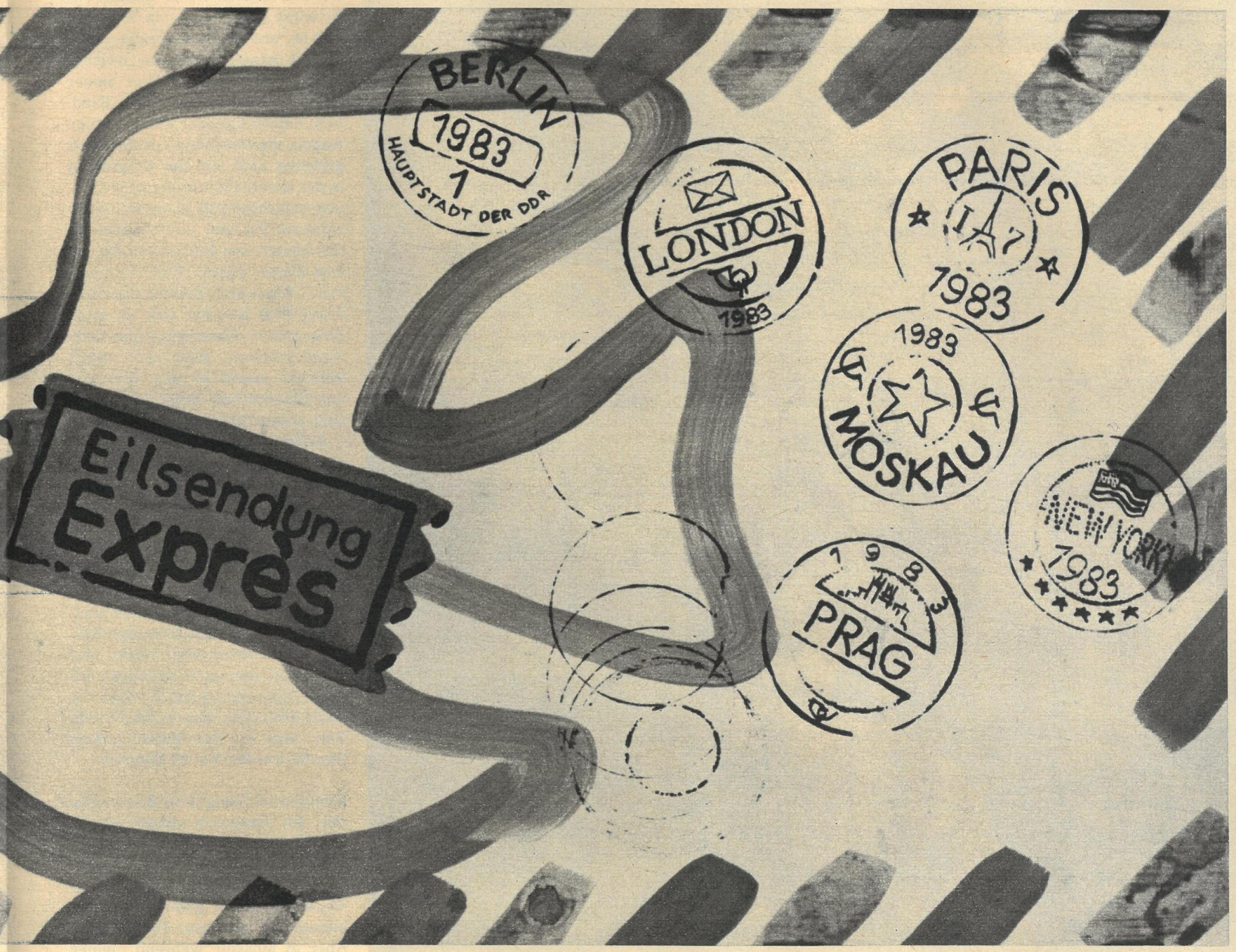


Foto: Siegfried Hartisch



Von den Ergebnissen unserer Aktion „Frieden der Welt“, die der Verband Bildender Künstler zu seinem IX. Kongreß organisiert hatte, waren viele der ausländischen Gäste beeindruckt. In den nächsten Wochen soll nun eine Auswahl unserer Plakatentwürfe nach Österreich und Finnland geschickt werden, eine Wanderausstellung geht durch die DDR-Kulturzentren in sozialistischen Ländern. Ich finde es gut, daß auch auf diese Weise das Friedensbekenntnis der Bürger der DDR in der Welt gehört wird.
Bei uns in Erfurt werden gute politische Plakate vor allem von jungen Leuten schnell angenommen. In der FDJ haben wir Gebrauchsgrafiker einen aufgeschlossenen Partner gefunden, der unser Engagement zu schätzen und zu nutzen weiß. Etwa zwanzig Fri Künstler wurden in der druckt; kaum eine Juge dicht umlagerten Poster fast jeder Jugendliche mi seinem Zimmer hängen h tung für uns. Meine sehe ein Stück von meinem O denn ich halte tätige Hof erhalten, für besser als nem Krieg.



Bildende Künstler der DDR **5**

FRIEDEN DER WELT

Friedensplakate Erfurter
den letzten Jahren ge-
gendveranstaltung ohne
erstand. Ich weiß, daß
mindestens ein Plakat in
hat. Das ist Verantwor-
he ich darin, immer auch
Optimismus mitzuteilen,
offnung, den Frieden zu
s untätige Angst vor ei-

Dang Thai Son

Dang Thai Son ist klein von Statur, wie die meisten seiner Landsleute. Er wirkt jünger als er in Wirklichkeit ist, und wenn er spricht, tut er es mit leiser, angenehm weicher Stimme. Durch die Gläser seiner Brille, er trägt sie seit seiner Kindheit, blitzen ein paar dunkle, kluge Augen, die forschend auf den Gast gerichtet sind. Bei der Begrüßung in der Hotelhalle war der junge Pianist zurückhaltend, ja ein wenig abweisend. Zu viel Leute haben in den letzten drei Jahren von ihm etwas wissen wollen, Musikenthusiasten, Manager, Zeitungsreporter. Dang Thai Son hat sich an diese Seite seiner Künstlerkarriere noch nicht gewöhnt. Aber nicht einen Moment macht er den Eindruck von Unsicherheit. Seine Antworten sind präzis, überlegt, selbstbewußt – Äußerungen einer gereiften Persönlichkeit. Hin und wieder unterstreicht er die Worte mit fließenden Gesten. Verstohlen blicke ich dabei auf seine Hände. Die internationale Fachwelt sagt diesem jungen Klavierkünstler eine ans Unwahrscheinliche grenzende Fingerfertigkeit nach. Im rasanten Tempo meistert Dang Thai Son technisch brillant die schwierigsten Läufe, und er verfügt über einen sensiblen, differenzierten Anschlag. Er habe für mich höchstens eine halbe Stunde Zeit, sagt er. Aus dieser halben Stunde werden fast 90 Minuten.

Geboren ist Dang Thai Son in Hanoi. Im Gespräch deutet er lächelnd zum Fenster, vor dem jetzt glitzernde Schneeflocken tanzen. Der Winter hat die Stadt in ein weißliches Kleid gehüllt. „Schnee kannte ich nur vom Hörensagen. Aber in Moskau, während meiner Zeit am Tschaikowski-Konservatorium, habe ich ausgiebig mit dem europäischen Winter Bekanntschaft gemacht." Dann erzählt Dang Thai Son von seiner Familie. Er ist der Jüngste von vier Geschwistern. Die Mutter, Thai Thi Lien, gehört zu den ersten Pianistinnen Vietnams. 1956, wenige Jahre nach dem großen Sieg bei Dien Bien Phu über die französischen Interventen, gründete sie das Hanoier Konservatorium. Dang Thai Son ist gleichsam mit der Musik groß geworden. Die Klänge der europäischen Klassik begleiteten ihn seit seiner frühesten Kindheit. Durch das Elternhaus wuchs die Liebe zu dieser Musik. In der Familie Dang Thai Sons unterschied man durchaus mit Gefühl und Verstand zwischen Humanismus und imperialistischer Kolonialisierungspolitik. „Früh schon gab es den Wunsch, Musiklehrer zu werden, es der Mutter gleichzutun, die am

Beim Internationalen Chopin-Klavier-Wettbewerb in Warschau 1980 errang der fünfundzwanzigjährige Pianist aus Vietnam, DANG THAI SON, den 1. Preis. Inzwischen ist er, trotz seiner Jugend, ein auf den Konzertpodien der Welt stürmisch gefeierter Künstler. FREIE WELT-Autoren Klaus Pastowski (Text) und Hannes Schreiber (Bild) begegneten ihm kürzlich während seines Gastspiels in Berlin.

Konservatorium unterrichtete."

Mit sieben Jahren trat Dang Thai Son in die Hanoier Musikschule ein. In jenem Jahr begannen die USA mit den ersten Luftangriffen auf die SRV. „Zunächst erhielt ich Unterricht in Hanoi, auch durch meine Mutter. 1972 jedoch mußte die Schule evakuiert werden. Nun begann eine schwere Zeit. Die Unterrichtsräume waren in Kellern untergebracht, zwei Meter unter der Erde." Dang Thai Son macht eine Pause. Das Lächeln ist aus seinem mattbraunen Gesicht verschwunden. Er spricht von der Solidarität, die er, ein kleiner vietnamesischer Musikschüler, an sich selbst erfahren hat. Nahezu die gesamten Musikinstrumente der Schule entstammten Solidaritätssendungen aus der DDR. Auch die Flügel, an denen die Klavierschüler übten, oftmals nur eine halbe Stunde am Tag. Mit Büffelkarren waren sie mühsam von Hanoi aus in den ländlichen Evakuierungsort geschafft worden, waren verstimmt, teilweise auch beschädigt. Andere Transportmöglichkeiten aber gab es unter den Bedingungen des Krieges nicht. In diesen Tagen entstand in seiner Heimat die Bewegung „Unsere Lieder übertönen die Bomben". Musikschüler und Lehrer gingen an die Front. In den Schlachtpausen gaben sie mit ihrer Musik den Kämpfern der Volksarmee Zuversicht und Kraft. „Diese Zeit hat mich geprägt, auch mein Künstlertum. Andere junge Künstler studierten unter besseren Bedingungen, aber sie entwickelten sich nur in den sogenannten vier Wänden. Ich lernte damals neben aller Technik vor allem die innere Einstellung zur Musik."

1977 begann für Dang Thai Son ein neuer Lebensabschnitt. Er wurde ans Tschaikowski-Konservatorium delegiert. Hier war es anders als in Vietnam. Hier gab es Ruhe und Konzentration, und hier entstand der endgültige Entschluß, Konzertpianist zu werden. Schließlich kam das entscheidende Jahr 1980. Der 10. Chopin-Wettbewerb wird das Ereignis für seine weitere Entwicklung. „Ich bin nicht nach Warschau gefahren, um unbedingt Erster zu werden. Ich wollte einfach dabei sein, durch den ersten Durchgang kommen. Darum war ich auch sehr ruhig. 154 junge Pianisten traten an, eine ungewöhnlich große Zahl. Nach dem ersten Durchgang waren es etwa noch 50. Für den vierten und letzten Durchgang blieben drei übrig und einer davon war ich." Dang Thai Son wird Erster Preisträger, und erst jetzt, nach der Preisverleihung, erfaßt ihn Angst. Von nun an wird der Student im dritten Studienjahr an der internationalen Pianistenelite gemessen werden.

Geschafft hat der junge Vietnamese den Einstieg in die internationale Karriere glänzend. Er beendet das Studium, Gastspielreisen führen ihn nach Japan, Frankreich, Italien, Holland, Finnland, in die BRD. Selbstredend ist er inzwischen auch in allen sozialistischen Ländern aufgetreten. Und er wird in seinem Heimatland gefeiert. „Ich gab vor kurzem eine Serie von zehn Konzerten am Großen Theater in Hanoi. Fachleute und Publikum haben mich sehr warmherzig aufgenommen."

Ich verabschiede mich von Dang Thai Son. Er begleitet mich hinunter in die Hotelhalle, denn er will noch einen kleinen Bummel durch die nahe Innenstadt machen. Ich entschuldige mich dafür, daß unser Gespräch nun doch länger gedauert hat, als er plante. Verschmitzt lächelnd meint Dang Thai Son, daß er es immer so mache, denn sonst würden die neugierigen Reporter die Zeit noch mehr ausdehnen. Als er über die Friedrichstraße geht, schaue ich ihm nach. Im Anorak, mit der warmen Pudelmütze, sieht er aus wie einer der vielen jungen Vietnamesen, die bei uns arbeiten und studieren. Nichts Auffälliges ist an ihm. Und dennoch ist er ein einmaliger großer Künstler: Dang Thai Son.

Prozeß um einen Vorhang

Da hängt er nun wieder an dem ihm gebührenden Platz im Prager Nationaltheater, der berühmt gewordene Festvorhang des Malers Vojtěch Hynais. Wenn er auch heute, nach behutsamer Restaurierung, nicht mehr wie vor hundert Jahren nach jedem Akt heruntergelassen wird, Bewunderung erregt er noch immer, gilt als Kostbarkeit tschechischer Malerei aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Doch 1883, als er entstand, wurde er fast zum Beweisstück in einem Gerichtsprozeß, den der Maler gegen den „Ausschuß für den Wiederaufbau des Nationaltheaters" zu führen gezwungen war…

Im Juni 1881 hatte ein Brand das Nationaltheater, Symbol nationaler Existenz und aus Spenden aller Schichten des tschechischen Volkes errichtet, vernichtet. Nun fanden im ganzen Land Geldsammlungen statt, um dieses Wahrzeichen nationaler Wiedergeburt neu erstehen zu lassen. Die besten einheimischen Architekten, Maler und Bildhauer – als „Generation des Nationaltheaters" bekannt geworden – beteiligten sich daran. Der junge, patriotisch gesinnte Vojtěch Hynais, ausgebildet in Wien und Paris, übernahm mit Freuden den Auftrag, einen Theatervorhang zu malen. Er wollte die selbstlose Bereitschaft seines Volkes darstellen, welches buchstäblich die letzten Heller für ein Theater opferte, um die tschechische Kultur unter den ihr widrig gesinnten gesellschaftlichen Verhältnissen der Habsburger Monarchie erhalten und pflegen zu helfen. Aber gerade dieser Gedanke schreckte die Herren vom „Ausschuß", die es sich mit Wien nicht verderben wollten, schon die ersten Entwürfe fanden nicht ihre Zustimmung. Der Streit zog sich hin. Hynais ließ sich nicht beirren. Es war Juni, im November sollte das Nationaltheater eröffnet werden, und 150 Quadratmeter Stoff mußten bemalt, lackiert, getrocknet werden. Die Probleme häuften sich. Das für seine Arbeit bestimmte Haus hatte der Bildhauer Schnirch belegt, durch die Ritzen des Ateliers pfiff der Wind, beutelte die Leinwand, bedeckte sie mit Steinstaub. Widerwillig ließ der „Ausschuß" das Holzhaus notdürftig ausbessern, so daß Hynais endlich beginnen konnte: Graugrün der Grund, um dem Vorhang den Charakter eines Gobelins zu verleihen. Der Maler vermischte im Stil des Neubarock Allegorie und Wirklichkeit, vor einem unvollendeten Tempel gruppieren sich üppige Musen, sind Künstler, Leute aller Stände und verschiedener Gewerke versammelt, Frauen, die Schmuck spenden, und an den Rand setzte er die Wappen aller Landesteile. Als das Werk fertig ist, bemängelt der „Ausschuß" vordergründig den Farbton, die angeblich zu französische Manier, in der gemalt worden sei, und fordert, das Ganze sei „umzuarbeiten"! Als Hynais sich weigert, sperrt man ihm das Honorar. Es kommt zum Prozeß, dessen Unterlagen jedoch schon bald aus den Archiven verschwinden. Überliefert ist, daß der „Ausschuß" schließlich alle Verantwortung ablehnte, den Vorhang aber aus Zeitmangel installieren ließ wie er war. Das Prager Publikum indes zeigte sich begeistert und verlangte, ihn nach jedem Akt zu sehen. Das war des Malers schönstes Honorar…

Günter Gensicke
(Text und Fotos)

Detail des von Vojtěch Hynais gemalten Festvorhangs

Blick auf die Bühne des restaurierten Prager Nationaltheaters

Der Geringste unter den Brüdern

Liebhaber von handlungsreichen Geschichten sollen hiermit gewarnt sein. Bei der Novelle DER GERINGSTE UNTER DEN BRÜDERN von Grigori Baklanow kommen sie nicht auf ihre Kosten. Darin ist der Alltag eines alternden Geschichtsprofessors beschrieben, der zwischen Hörsaal und allerhand „unnützen" Verpflichtungen und tausend Verbindlichkeiten pendelt. Frage an sich selbst: Wozu? Wo steckt der Sinn? Ilja Konstantinowitsch glaubt zu begreifen, daß er eigentlich nie dazu gekommen ist, nach eigenen Vorstellungen zu leben, richtig glücklich zu sein, mit sich selbst in Übereinstimmung. Immer ist er mit einem schlechten Gewissen herumgelaufen, haben ihn irgendeine Unterlassung, eine Oberflächlichkeit, eine Ungerechtigkeit anderen gegenüber gequält, das Gefühl, in jemandes Schuld zu stehen. Er tut ohne innere Überzeugung, was von ihm erwartet wird, obwohl es seine Lebenszeit frißt und ihn von der Verwirklichung seiner Interessen und Neigungen immer weiter entfernt. Was kann bei einer solchen Halbherzigkeit aus seiner Ehe mit Kira werden, die sich zunehmend als überaus pragmatisch und repräsentationssüchtig entpuppt? Was kann aus seinem Verhältnis zum Sohn werden, der seinen Vater als Versager betrachtet. Von fortwährenden Zugeständnissen ausgelaugt, flieht Ilja in die Arme der sehr viel jüngeren Ljolja, die ihn durch ihre unbeirrte, selbstlose Liebe, ihre Aufrichtigkeit, zeitweise zu dem bringt, was er schon in sich verschüttet wähnte. Auch das Vertrauen, die Zuneigung des älteren Bruders Kirill, der plötzlich schwer erkrankt ist, veranlaßt ihn zum Nachdenken. Schon als Knabe, so erinnert Kirill, war Iljuscha, der Jüngste unter drei Brüdern, der Begabteste. Auf ihn hatte die Familie ihre Hoffnungen gesetzt. Nein, er hat sie enttäuscht, diese Hoffnungen. Es wird Ilja Konstantinowitsch allmählich klar, daß er, der Geringste unter den Brüdern, gerade durch sein Bestreben, es jedem recht tun zu wollen, unter jedermanns Erwartung geblieben ist. Und selbst seine Studenten, scheint ihm, würden von ihm mehr verlangen, als nur „geschickte Darlegung von historischen Ereignissen und Fakten".

Wird er es schaffen, aus diesem Teufelskreis auszubrechen? Wird er so leben können, wie er es für richtig hält? Da müßte er sich für das Echte, das Gute, das sich in seiner Seele verbirgt, entscheiden. Ilja Konstantinowitsch hat sich einen Traum zu erfüllen. Seit langem will er ein Buch über den zweiten Weltkrieg schreiben. Tausende Bücher in vielen Sprachen sind seither über diesen Krieg erschienen. Er aber will das Geschehen von einem neuen Blickpunkt her erschließen. „Ich muß das tun, was ich kann, um dessentwillen sich das Leben für mich lohnt." Das ist seine späte Erkenntnis, die, so hofft man, nicht zu spät kommt.

Grigori Baklanow, Jahrgang 23, schrieb eine ganze Anzahl von Erzählungen über den Krieg. Mit Romanen wie „Juli 41" oder „Sie bleiben ewig neunzehn" wurde er auch in der DDR bekannt. Wer sich zur Lektüre der neuesten, jetzt bei Volk und Welt erschienenen Novelle dieses sowjetischen Erzählers entschließt, versteht dessen Absicht – hier stellt einer, der den Krieg aus eigener Anschauung kennt, seiner Generation, aber auch denen, die in den fast vierzig Jahren Frieden heranwuchsen, die Frage: Was habt ihr aus euren Möglichkeiten gemacht? Diese erstaunlichste, größte Leistung des Sozialismus, dieser vierzigjährige Frieden – wie habt ihr diese Chance für euer eigenes Leben genutzt? Baklanows jüngster Beitrag zur bilanzierenden Literatur hat also mit Recht Anspruch auf unser Interesse. Ohne Schonung deckt er jene Widersprüche im Menschen auf, die ihn an seiner Selbstverwirklichung und an der Wahrnehmung der Verantwortung für die anderen hindern könnten. Insofern ist dieses Buch eine geballte Ladung gegen Bequemlichkeit, Verflachung des Gefühls und Abmagerung des Verstandes zu jenem Pragmatismus, der keinen Raum läßt für schöpferische Phantasie und Tat. Der Ausschnitt aus dem Alltagsschicksal dieses Ilja Konstantinowitsch könnte durchaus dazu verführen, eine eigene kleine Rechnung aufzumachen. Wer einen solchen Gewinn aus dem Buch zu ziehen weiß, dürfte sich kaum gelangweilt haben.

Helmut Zemke

Konstantin Abramow

Tigerfang im Sichote-Alin

Konstantin Abramow (1883–1961) war bereits mit vierzehn Jahren ein selbständiger, leidenschaftlicher Jäger. Wegen seiner revolutionären Tätigkeit in der SDAPR in Moskau und Baku war er 1909 für drei Jahre in das Gouvernement Wologda verbannt worden. Dort lebte er von der Jagd und betrieb intensiv Naturstudien, deren Ergebnisse er in Fachzeitschriften und einem ersten Buch veröffentlichte. Nach seiner Teilnahme am Bürgerkrieg beschäftigte sich Abramow bereits mit dem volkswirtschaftlichen Nutzen der Jagd und brachte 1930 die erste Monographie über Rentierzucht heraus. Seine Publikationen über die fernöstliche Fauna, vor allem über den Maral und den Ussuri-Tiger, fanden in Wissenschaftskreisen über die Landesgrenzen hinaus Beachtung. Noch als Siebzigjähriger verschwand Abramow auf den Spuren des Amur-Tigers mitunter für Wochen in der Taiga.
Seine Geschichte entnahmen wir dem bei Brockhaus erscheinenden Band „Jagd in Steppe, Wald und Eis".

Durch wildeste Taiga eilt der Wanzin vom Sichote-Alin hinab zum Japanischen Meer. Felsig sind seine Ufer und mit dichten dunklen Zedernwäldern bewachsen. Rasch strömt der Fluß dahin, er bildet zahlreiche Wasserfälle und ist reich an Stromschnellen. Stellenweise drängen sich die Felsen so eng aneinander, daß sein Tal völlig unpassierbar wird und sich nur selten einmal ein Mensch hierher verirrt. Welch ein Garten Eden aber ist das Wanzintal für das Wild! Ein richtiges Tierparadies. Und sein prächtigster, stärkster Bewohner ist der Amurtiger. Weiter flußabwärts, näher zum Meer hin, lebt Damwild in kleinen Rudeln, die Rehe dagegen äsen am liebsten auf den langgestreckten Höhenrücken, wo sie sich im Dickicht von Haselnußsträuchern und Japanischem Klee verbergen. In hohlen Zedern, Bergulmen und Pappeln hält der schwarze Kragenbär seinen Winterschlaf, während der braune mandschurische Bär, der sich im Herbst an Eicheln und Zedernnüssen gütlich getan hat, sein Winterlager irgendwo unter einer Steinplatte einrichtet und dort ruhig schläft, bis im Frühling das Tauwetter einsetzt. Auch die Amurgemse, der Goral, hat sich auf der Suche nach den günstigsten Plätzen gerade hier angesiedelt. Immer wieder kann man im Tal das Grunzen von Wildschweinen, das Winseln der Frischlinge hören. Natürliche Salzlecken locken Edelhirsche an, die in den Herbstnächten die Taiga mit ihrem Röhren erschaudern lassen. Aber auch kleinere Tiere sind im Wanzintal zahlreich vertreten: Dachse, Zobel, Eichhörnchen, Bakkenhörnchen. Der Baummarder springt von Zeder zu Zeder, und der rötliche sibirische Marder macht Jagd auf Mäuse.

Wie herrlich ist der Wald hier am Wanzin! Da findet man nebeneinander Eiche und Zirbelkiefer, Bergulme und Pappel, mandschurischen Nußbaum, Amurkorkbaum, Linde und schwarze Birke, ferner verschiedene Ahornarten und Aralien mit ihren palmwedelförmigen Blättern. Am Flußufer wachsen Faulbaum und Schneeball, rosafarbenes weidenblättriges Geißblatt und Heckenrose; überall auf den Felsen aber haben sich Büsche des Rhododendrons, des Ledums breitgemacht. Und diese ganze Pflanzenwelt ist von oben bis unten mit Lianengewächsen durchflochten: mit Weinreben, mit Spaltkölbchen und Aktinidien. In einer derart undurchdringlichen Wildnis vermag der Mensch nur mit Hilfe eines Beils voranzukommen, und auch dann muß er sich gehörig plagen.

Im Herbst legen die Wälder am Wanzin einen leuchtenden, bestickten Purpurmantel an. Nur die immergrünen Zedern, die Zirbelkiefern, verändern ihr Aussehen nicht, doch dunkeln sie sehr nach, und wenn abends dann die Sonne hinter den Bergen versinkt, mit ihrem letzten Licht die Taiga vergoldet, dann zeichnen sich die mit unzähligen Zapfen behangenen Wipfel dieser Bäume als schwarze Silhouetten vor dem rosafarbenen Himmel ab, und die Zapfen glänzen, als seien sie aus purem Golde. Im tiefen Winter herrschen hier grimmige Kälte und Schweigen. Morgens nimmt die ganze Landschaft dann eine zartrosa Färbung an, am Tage aber strahlt die Sonne kalt auf den schneeweißen Teppich mit seinen bizarren dunklen Mustern. Diese Muster aber – die sind das Hin und Her der großen und kleinen Tiere, ihre Streifzüge auf der Suche nach Nahrung. In dem tiefen Schweigen des Waldes läßt hin und wieder einmal ein Specht seinen lauten Trommelwirbel oder ein Tannenhäher seinen krächzenden Schrei hören, und nachts klingt vom Fluß der Ruf des Uhus herauf, der den Fischen nachstellt.

Im Frühjahr ist das Wanzintal vom Wohlgeruch der ersten Gräser, der ersten Frühlingsblumen und vom Duft der zu neuem Leben erwachenden Bäume erfüllt; auf den Felsen beginnt der Porst zu blühen, dessen Blüten das grüne Kleid der Taiga wie mit Rüschen aus zarten seidigen, himbeerfarbenen Spitzen umgeben. Im Juni, wenn der Jasmin blüht, strömen seine porzellanzarten Blüten einen wundervollen Duft aus. Der Jasmin und die silbrig blühende Waldrebe, die sich an die Baumstämme klammert und sich an ihnen emporrankt, sind es, die dann die gesamte Taiga weiß, festlich, berauschend schön erscheinen lassen. Ein herrlicher Sommertag am Wanzin. Die Taiga ist in üppiges dunkles Grün getaucht. In großen und kleinen Lichtflecken durchdringt die helle Sonne das Laubdach, und wo die Zweige eine Lücke lassen, da schießen blendende heiße Strahlenbündel hindurch.

Auf einem steil zum Fluß hin abfallenden Felsen liegt eine Tigerin und beobachtet, im gleißenden Sonnenlicht blinzelnd, aufmerksam das vor ihr sich öffnende Tal. Drei Jungtiere, acht Monate alt, tummeln sich ausgelassen um sie; tolpatschig jagen sie einander, packen sich gegenseitig im Nacken, ziehen sich am Schwanz. Bisweilen verliert eines von ihnen das Gleichgewicht und kollert den Hang abwärts. Dann kriecht es, sich krampfhaft festklammernd, auf dem Bauch wieder nach oben, zieht von neuem das Geschwisterchen beim Schwanz, und das mutwillige Spiel beginnt von vorn. Nicht weit von der Tigerfamilie hocken auf den Bäumen schweigend ein paar großschnäblige Raben, und hoch oben am blauen Himmel kreisen zwei Geier. Die Vögel wissen sehr

wohl: Wo Tiger sind, da gibt es auch für sie leichte Beute. Im nahen Zederngestrüpp liegt ein von der Tigerin herangeschlepptes junges Wildschwein. Doch wagen die Raben nicht, sich darauf niederzulassen. Sie warten, bis die Raubtiere sich sattgefressen haben und die abgenagten Knochen übrigbleiben – dann erst beginnen auch sie ihr geräuschvolles Mahl.

In dem Maße, wie die Sonne höher steigt, nimmt die Hitze zu; die Tigerfamilie zieht auf dem von ihr getrampelten sanft abfallenden Pfad im Gänsemarsch hinunter zum Fluß. Hier trägt ein leises Lüftchen den Jungen den vertrauten Geruch von Fleisch zu, und zur Genugtuung der Alten finden sie von selbst das von ihr versteckte Wildschwein. Behaglich knurrend stürzen sie sich auf die Beute. Nach dem Mahl schlürfen sie gierig das kühle, rasch dahinschießende Wasser, steigen dann tiefer in die klaren Fluten und baden sich. Die Tigerin aber steht reglos da, als freue sie sich darüber, wie die Kleinen das Bad genießen.

Schließlich hält es das Muttertier für an der Zeit, daß die Jungen zum Lagerplatz zurückkehren, und die Familie zieht wieder im Gänsemarsch bergan, den Pfad entlang. Ein kleines Weilchen bleiben die Kleinen neben der Mutter liegen, dann beginnen sie erneut mit ihrem Spiel. Das Kleinste, flink und elastisch wie ein Gummiball, klettert auf der Alten herum – und fliegt im gleichen Augenblick wieder herunter. Als es den Versuch wiederholen will, schleicht eines der Geschwister zu ihm hin, stellt sich auf die Hintertatzen, klammert sich mit den Vorderpfoten an das Kleinste, und beide kugeln kopfüber nach unten. Dann wieder interessieren sich alle drei für einen Wildschweinknochen und ein Stückchen Fell, Reste der gemeinsamen Mahlzeit, die sie mit heraufgeschleppt haben. Das Spiel mit dem Knochen haben sie bald satt, der Fellfetzen aber beschäftigt sie noch lange. Jedes ist bemüht, ihn mit den ausgestreckten, gespreizten Krallen weich, nach Katzenart, an sich heranzuziehen. Wem das gelungen ist, der schleudert den Fetzen wieder weg, alle stürzen dann erneut hinterher, werfen ihn wieder und wieder hoch, um ihn von neuem zu fangen. Das Spiel erinnert beinahe an einen Schnelligkeits- und Geschicklichkeitswettbewerb.

Nach wie vor beobachtet die Tigerin das sich unter ihr ausdehnende Tal. Sie mag sich wohl vergangener schrecklicher Ereignisse erinnern. Vor nicht allzu langer Zeit hatte sie nämlich zwei Junge gehabt, die schon ein Alter von fast drei Jahren erreicht hatten und damit bald völlig selbständig gewesen wären. Doch zu jener Zeit war in der Gegend, in der die Tigerin damals hauste, ihr gefährlichster Feind aufgetaucht – der Mensch. Und die Menschen kamen nicht allein, sie wurden von Hunden begleitet. Mehrere Tage hielten sich die Jäger in der Taiga auf, durchstöberten alle Winkel – unmöglich, sich vor ihnen zu verbergen. Sie umzingelten das schwächere weibliche Jungtier und fingen es lebend. Mit dem zweiten Jungen vermochte die Tigerin zu entkommen. Um es zu retten, wanderte die Alte in eine andere Gegend ab, aber auch dorthin folgte ihr das Unglück nach. Ein Hungerjahr war damals gewesen. In der Taiga wuchsen weder Eicheln noch Zedernnüsse oder Haselnüsse, weder Beeren noch Weintrauben. Das Wild hungerte, und der Hunger trieb es in andere Jagd- und Weidegründe. So mancher Braunbär, der im Herbst kein Fett hatte ansetzen können, legte sich nicht zum Winterschlaf hin, sondern wurde zum Schatun, zum Herumtreiber. Abgemagert und bösartig durchstreifte er, Nahrung suchend, die Taiga. Auch die Tigerin fand nur mit Mühe eine Beute für ihr Junges. Als sie einmal ein Wildschwein gerissen hatte, überließ sie es dem Kleinen, sie selbst aber zog erneut auf Jagd aus. Drei Tage später kehrte sie zurück, um den Sohn zu einer neuen Beute zu führen, doch sie fand an der Stelle, an der sie ihn verlassen hatte, nur noch Knochen und Hautfetzen, von Zweigen zugedeckt...

Bei den Jägern, die damals in die Taiga gekommen waren, handelte es sich um Tierfänger, deren Namen das gesamte Primorje – das Gebiet zwischen Ussurifluß und Japanischem Meer – kannte: die Brüder Ignat und Makar Trofimow, Iwan Kalugin und Trifon Tscherepanow. In früheren Zeiten hatten sie häufig Jagd auf Tiger gemacht, jetzt aber war sie streng verboten, denn dieses Raubtier war selten geworden. Die von Ignat Trofimow geleitete Jägerbrigade hatte sich im Auftrag des „Zoozentrums" in die Wildnis des Sichote-Alin begeben, um junge Tiger lebend zu fangen.

Gilt der Löwe als „König der Wüste", muß man den Tiger, diese prachtvolle mächtige Katze mit ihrem hellen und dichten gestreiften Fell, als „König des Waldes" bezeichnen. Seine Körperlänge erreicht – einschließlich Schwanz – vier Meter, sein Gewicht 350 Kilogramm. Ein Tiger hält mitunter ein Wildschwein oder einen Edelhirsch in seinen Fängen wie die Katze eine Maus und vermag mit dieser Last sogar Berge zu erklimmen. Kraft und Schönheit zeichnen ihn vor allen anderen Tieren aus, verleihen ihm den Ruhm eines „edlen Wildes". In ferner Vergangenheit verehrten Chinesen und Koreaner den Tiger als guten Geist, der ihre Felder vor Wildschweinschäden bewahrte. „Wan" – „Herr" – nannten sie ihn, da sie in ihm den Gebieter über Berge und Wälder sahen. In der chinesischen Medizin schrieb man Tigerknochen besondere Kraft zu, und die Zähne trug man als Amulette, die dem Menschen Mut und Kühnheit verleihen sollten. Bis zu Beginn der vierziger Jahre unseres Jahrhunderts importierte China aus dem sowjetischen Fernen Osten und aus Korea Tigerkadaver. Die Verehrung, die dieses Raubtier genoß, wurde auch von anderen Völkerschaften übernommen. Nanai und Udehe glaubten beispielsweise, daß ein Mensch mit einem Tiger wie mit seinesgleichen verhandeln könne.

Bei den Völkern Chinas, Koreas und Japans kann man Darstellungen von Tigern – wie auch von Drachen – an mancherlei Dingen begegnen, besonders an Gegenständen, die zur dekorativen Kunst zählen. Auch die Russen haben dem mächtigen Tier gebührende Verehrung gezollt: In Wladiwostok gibt es einen Tigerhügel, eine Tigerstraße, und im Wappen der Stadt ist gleichfalls ein Tiger abgebildet.

Gegenwärtig steht das selten gewordene Raubtier unter Naturschutz; oft spricht man von ihm als „der Zierde und dem Stolz unserer Ussuriwälder". Doch bildet er nicht nur eine Zierde der fernöstlichen Taiga. Wo auch immer in der Taiga der Tiger haust, dort trifft man keine Wölfe an – er rottet sie unbarmherzig aus. Als Nahrung dienen ihm in der Hauptsache Wildschweine und Hirsche, niemals aber tötet er, wie es der Wolf tut, mehr davon, als er braucht, um seinen Hunger zu stillen. Die verbreitete Ansicht, der Tiger sei ein grausamer Räuber, ist ein Vorurteil, das sowohl auf Unkenntnis als auch auf allen möglichen erfundenen Geschichten beruht. Nur ein kranker oder ein alter Tiger, der völlig abgemagert ist und keine Möglichkeiten mehr hat, sich eine Beute zu erjagen, fällt einmal einen Menschen an, doch kommt das äußerst selten vor. Im Fernen Osten hat man solche Fälle letztmalig vor etwa sechzig Jahren beobachtet, im allgemeinen ist der Tiger vielmehr bestrebt, einer Begegnung mit Menschen auszuweichen.

Fünf Tage schon lebten die Jäger in ihrer Winterhütte inmitten der Taiga. Jeden Tag zogen sie von hier aus in verschiedene Richtungen auf Erkundung aus und trafen sich dann abends wieder, um ihre Eindrücke und Erlebnisse vom Tage auszutauschen. Man muß schon sagen, die Jäger konnten von Glück reden: Am sechsten Tage stieß Kalugin auf die Spuren einer Tigerfamilie. Im Schnee erkannte er deutlich die frischen Abdrücke riesiger Tatzen; als er sie gemessen hatte, war ihm klar, daß hier eine Tigerin mit zwei etwa dreijährigen Jungen vorbeigezogen war, und zwar erst vor gar nicht langer Zeit. Eine sofortige Verfolgung kam jedoch nicht in Betracht, die Kameraden waren noch nicht zurückgekehrt, und der Wintertag war kurz, vor allem hier in der Taiga. Kalugin machte sich daher erst einmal an die Zubereitung des Abendessens. Er heizte das eiserne Öfchen, setzte einen Topf mit Quellwasser für den Tee auf und kochte in einem zweiten Topf Suppe aus Trockenkohl. Bald kamen die anderen Jäger heim, freuten sich über den warmen, rotglühenden Ofen. Jeder streckte ihm seine erstarrten Hände entgegen, und Ignat Trofimow beugte sich darüber, um die Eiszapfen in seinem Bart zum Schmelzen zu bringen. Während alle auf das Essen warteten, unterhielten sie sich über den Fortgang ihrer Arbeit und brachten ihre Zufriedenheit über Kalugins Entdekkung zum Ausdruck.

„Womit hast du denn die Fährte gemessen, Kalugin?" fragte Ignat, „wohl mit einer Patronenhülse?"

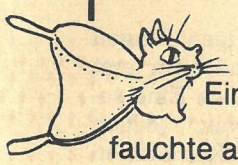
„Richtig. Der Schnee ist ja locker; manchmal paßte die Hülse genau in die Spur, manchmal war diese auch ein wenig größer als die Hülse. Ich vermute, sie werden etwa drei Jahre alt sein, möglicherweise auch etwas älter."

„Wenn die Spur bisweilen größer als eine Hülse ist, wie du sagst, dann sind es keine Dreijährigen mehr", meinte Ignat nachdenklich und fügte dann nach einigem Schweigen hinzu: „Dann werden wir noch allerhand zu tun kriegen, denn in dem Falle handelt es sich ja um schon fast ausgewachsene Tiere." Die Jäger verzehrten rasch ihr Abendessen und richteten ihr Nachtlager: Sie breiteten Tannenzweige aus, legten ihre Joppen darüber, löschten die Petroleumlampe und fielen bald in tiefen Schlaf – ermüdet von der schweren Arbeit, wie trunken von der Taigaluft.

Es war noch dunkel, als die Tierfänger aufstanden und Geschirr, Lebensmittel, Beil sowie Maulkörbe und Fesseln zum Fang der Tigerjungen in ihre Rucksäcke packten. Der Morgen war still, es herrschte strenger Frost. Die Sterne verblaßten und erloschen. Kaum zeigte sich die Morgenröte, da zogen die Männer im Gänsemarsch los, häufig genug im tiefen Schnee versinkend. Die Hunde hielten sie an der Leine. Bald gelangten sie auf einen Wildpfad, stiegen auf ihm einen Hügel hinan, querten eine langgestreckte Berglehne und stiegen in ein Tal hinab. Das Gehen strengte an: Bald reichte ihnen der Schnee bis zum Gürtel, bald versperrten Felsen und Schutthalden den Weg,

Fortsetzung auf Seite 43

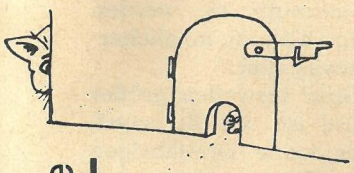
Illustration: Gerhard Lahr

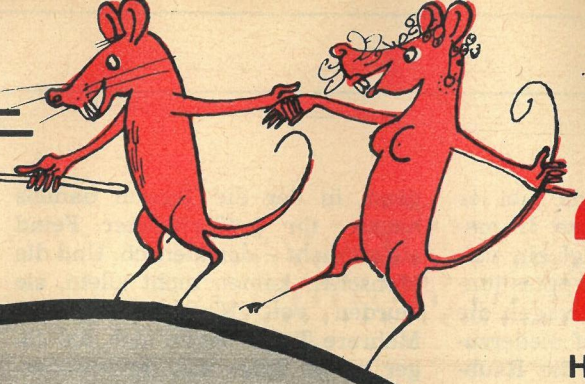


Eine Katze fauchte alle anderen an. Niemand konnte sie leiden. Nur dem Schmiedekater gefiel sie, und er stellte sie als Blasebalg an. Je mehr sie fauchte, desto heller brannte das Schmiedefeuer. Nach ein paar Tagen war sie der Arbeit überdrüssig, sie fauchte überhaupt nicht mehr, und der Schmiedekater warf sie hinaus.
Alle anderen konnten sie nun gut leiden.

M. Hinrich

Wenn der Kater an den Speck nicht herankam, sagte er, es sei Fastenzeit. ossetisch





Katzenköpfe

Kommt ein Leiter morgens pünktlich zur Arbeit, so heißt es: „Der will uns nur kontrollieren!" Kommt er zu spät, schüttelt man empört den Kopf: „Ein merkwürdiges Vorbild haben wir da!" Interessiert er sich für die privaten Probleme seiner Mitarbeiter: „Der muß seine Nase wohl überall reinstecken!" Interessiert er sich nicht für die privaten Probleme seiner Mitarbeiter: „Dem sind unsere Sorgen schnuppe!"
Befragt er die Kollegen um ihre Meinung: „Hat er keinen eigenen Kopf zum Denken?" Handelt er eigenständig: „Alles entscheidet er selbstherrlich!" Trifft er schnelle Entscheidungen: „Nichts tut er mit Überlegung!" Ist er bedächtig: „Von Entscheidungsfreudigkeit hat er nie was gehört!".
Stellt er neue Mitarbeiter ein: „Der bläht den Kaderplan auf!" Stellt er niemanden ein: „Was sollen wir paar Leute denn noch alles machen?" Hält er Vorschriften nicht ein: „Ein Mensch ohne Disziplin!" Hält er sich streng an seine Instruktionen: „Ein Bürokrat, wie er im Buche steht!"
Macht er gern Witze: „Einen merkwürdigen Humor hat dieser Mensch!" Scherzt er nicht: „Läuft den ganzen Tag herum wie eine saure Gurke!" Holt er den Rat anderer ein: „Selber kommt er wohl nicht zurecht?" Fragt er nicht um Rat: „Er denkt, er ist der Größte!"
Geht die Arbeit in der Abtei-

Wenn er sprach,

2 Wochenspruch

Humor ist auch, wenn man sich kennt und trotzdem mag.

Fröbus

Katzenwäsche

Selbst die wildeste Katze hat ihre „Mäuschen" – augenblicke!

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

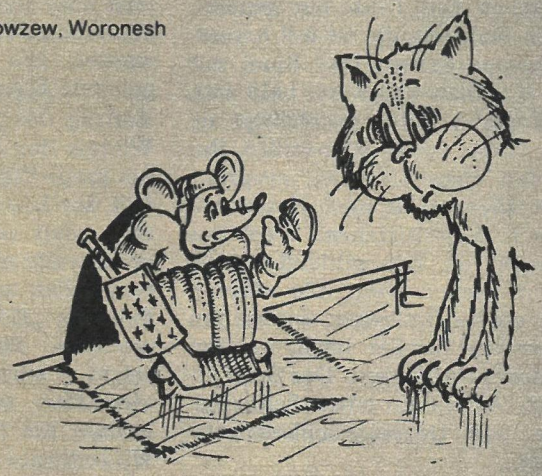
Für die Katz'

Wenn der Hufschmied den Gaul beschlägt,
wenn sich der Truthahn im Traum bewegt,
wenn die Mutter das Essen aufträgt,
wenn der Großvater Brennholz sägt,
wenn der Wind um die Ecken fegt,
wenn sich im Schober das Liebespaar regt,
wenn das Fräulein die Wäsche legt –
stets meint die Katze,
man wolle mit ihr spielen!

Wie der Katze geht's vielen.

Erich Kästner

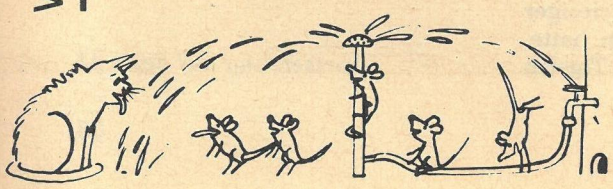
Surowzew, Woronesh



Schein und Sein

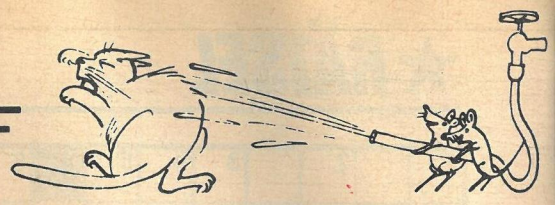
Sie sind wie Katze und Maus,
jedoch nur im, nicht außer Haus!

G. Rzehaczek



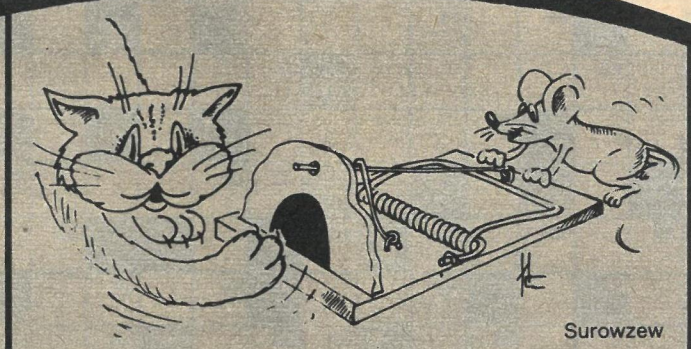
Eine Maus, die sich retten will, ist nicht wählerisch in

dann fielen in der ganzen Nachbarschaft die Mausefallen zu. Lichtenberg



Katzen vermehren sich durch Miauen und durch Besuche. - Der kluge Kater kommt vor dem Rausch.

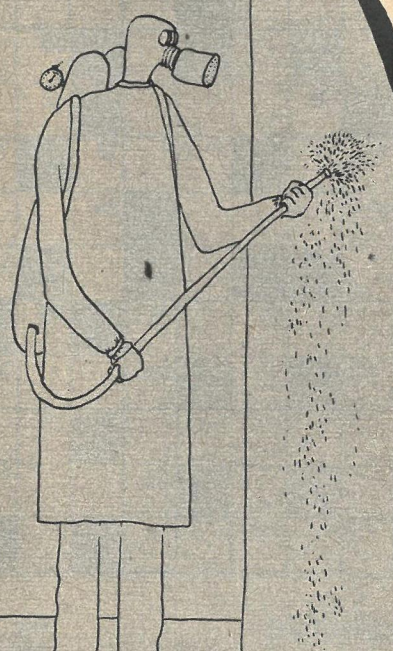
Dörck



Surowzew

Schneider

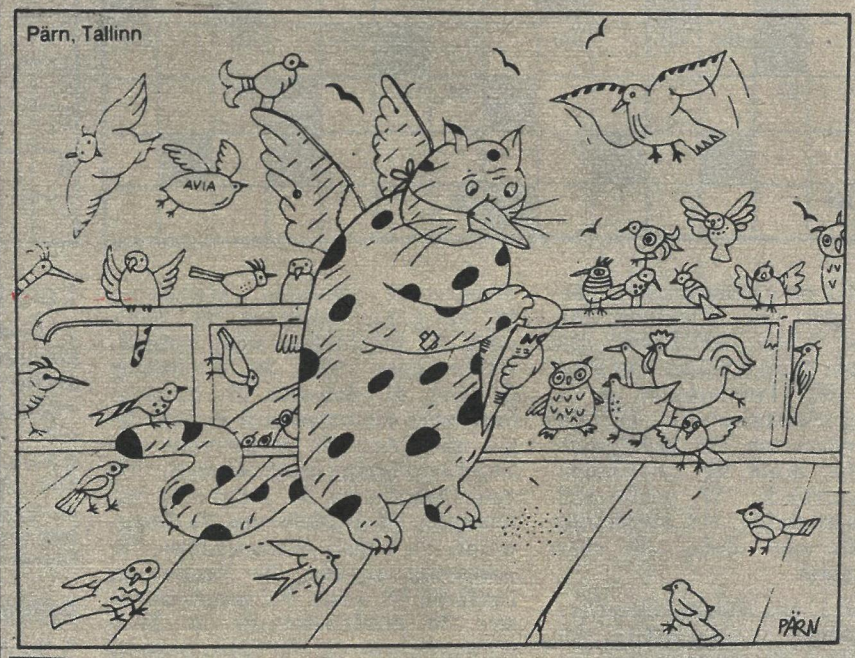
Strelzow, Leningrad



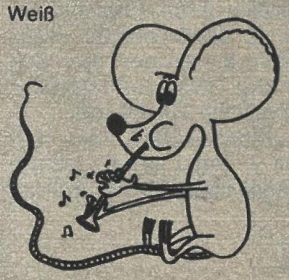
lung nicht voran: „Kein Wunder – bei diesem Abteilungsleiter!" Läuft alles bestens: „Das läuft hier doch nur so gut, weil wir auf Zack sind. Denn was der macht, ist doch sowieso für die Katz'!"

Aus dem Russischen von Adeline Thomas. Leicht bearbeitet.

Pärn, Tallinn

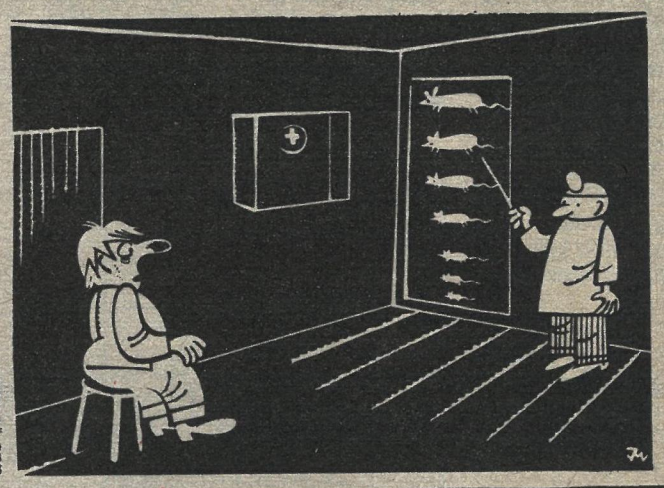


Weiß

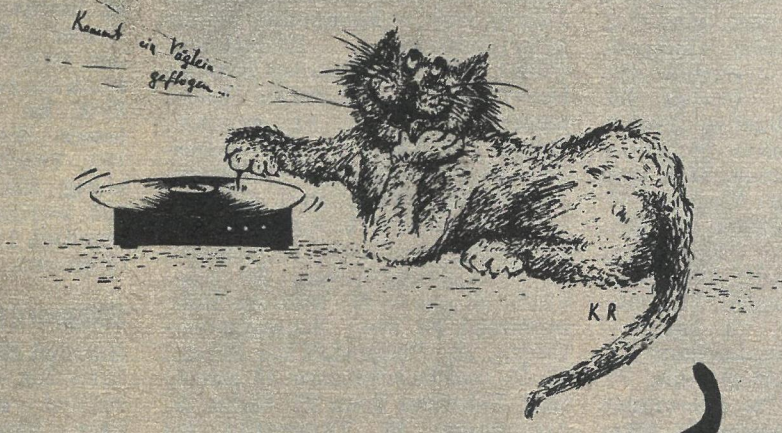


**Zwei Katzen und eine Maus,
zwei Weiber in einem Haus,
zwei Hunde an einem Bein
kommen selten überein.**

Volksmund



aus „Dadzis"



Kaschina-Rahn

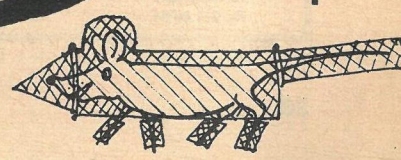
**In ihrem Loch
ist selbst
die Maus ein Löwe.**

Nero, der furchtbare Mäuseschneck von Ronald Hansgeorg Stengel

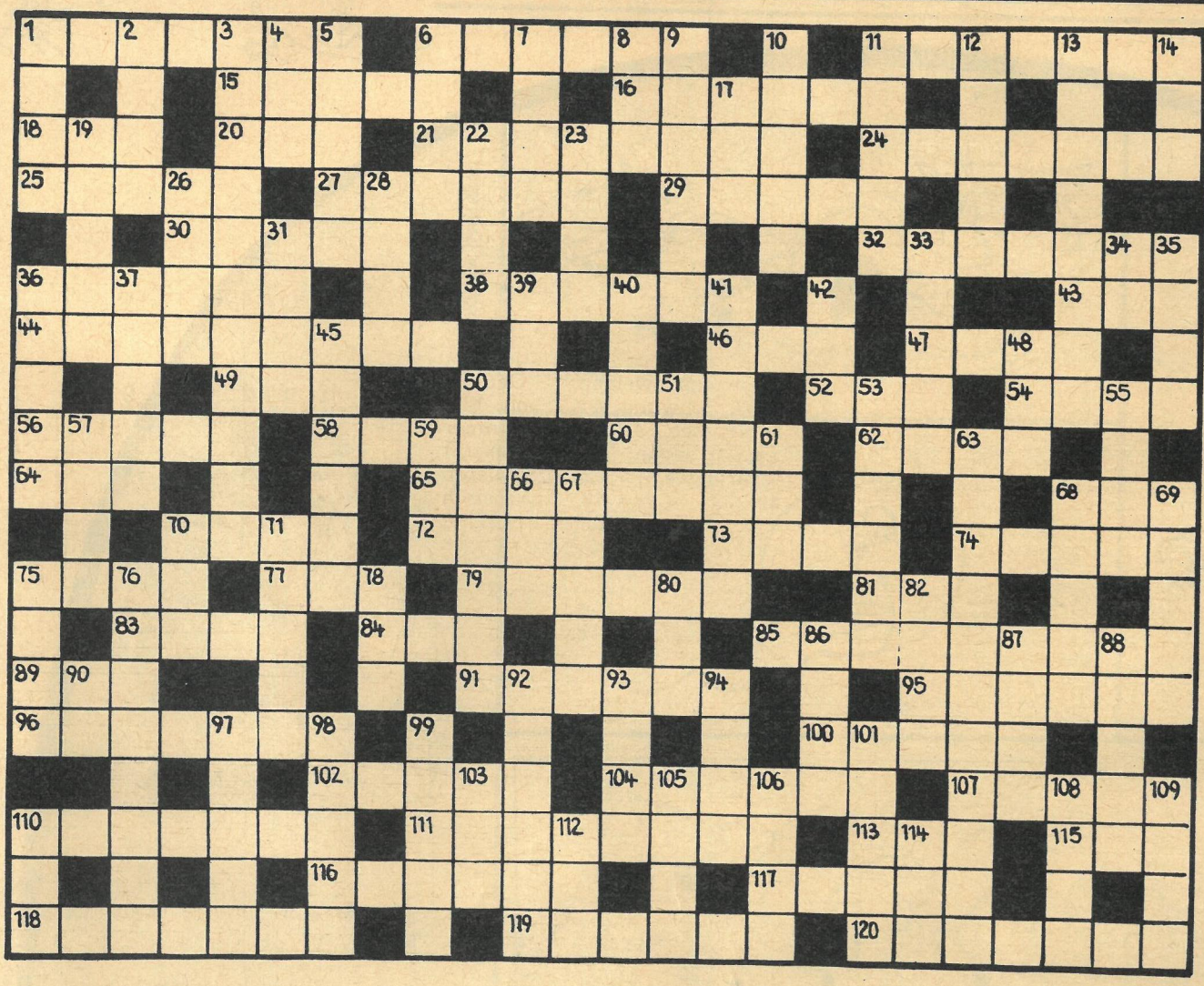
Appell

**Bleib nicht stumm am Wegrand stehn,
Kämpf mit Kopf und Tatzen!
Um den heißen Brei zu gehn
schickt sich nur für Katzen.**

den Löchern. Katzenliebe fängt mit Schnurren an und hört mit Kratzen auf.



★ RÄTSEL



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. russ. Teemaschine, 6. Monatsname, 11. Fluß zum Baikalsee, 15. Männername, 16. Zirkuskünstler, 18. Bankenansturm, 20. Operngestalt aus „Schneeflöckchen", 21. sowj. Großstadt am Uralfluß, 24. Operngestalt aus „Aida", 25. karpfenartiger Fisch, 27. zu Tal stürzende Schneemassen, 29. Formation des Erdaltertums, 30. griech. Sagenheld, 32. charakteristischer Baum der Salzsteppen Zentralasiens, 36. zielgerichtete Tätigkeit, 38. Schlammboden, 43. strikte Verneinung, 44. Athene-Tempel auf der Akropolis von Athen, 46. Zuckerrohrbranntwein, 47. Hauptstadt der VDR Jemen, 49. skandinavische Münzeinheit, 50. Bildhauerwerk, 52. Hinweis, 54. Autor des Jugendbuches „Nobi", 56. eine Zwiebelpflanze, 58. Haltezeichen, 60. nordfranzös. Fluß zum Kanal, 62. törichter Mensch, 64. Mädchenname, 65. italien. Geigenvirtuose und Komponist (1782–1840), 68. Rille, 70. Stahlplatte mit Versteifungen, 72. sowj. See in Mittelasien, 73. Männername (Kurzf.), 74. westafrikan. Republik, 75. ein Küchenkraut, 77. weibl. Stimmlage, 79. gebrannter Überzug auf Töpferwaren, 81. Männername (Kurzf.), 83. Vorzeichen, 84. Abschiedswort, 85. Abdankung, Rücktritt, 89. mißliche Lage, Bedrängnis, 91. Volk im Westen der UdSSR, 95. Unbeweglichkeit, Steifheit, 96. zu den Prachtfinken zählender Vogel, 100. Mädchenname, 102. Titel islam. Gelehrter, 104. Rückstände beim Keltern und Bierbrauen, 107. Pionierlager a. d. Krim, 110. Prachtkutsche, 111. italien. Männername, 113. Erfüllungsstand, 115. Stadt in Oberitalien, 116. Schanktisch, 117. große afrikan. Sprachfamilie, 118. störartiger Fisch, 119. svw. Zahl, 120. russ. Wurfholzspiel.

Senkrecht: 1. ein Wolga-Nebenfluß, 2. Kaffeesorte, 3. Quellgebiet der Wolga, 4. engl. Biersorte, 5. Rollvorhang, 6. Hafenstadt am Hauptarm des Don, 7. seemännisch: schwerer Flaschenzug, 8. Systematik für allgemeinbildende Bibliotheken (Abk.), 9. monopolistisches Großunternehmen (Mz.), 10. italien. Operntenor (gest. 1957), 11. englisch: Sterne, 12. Name sowj. Mondsonden,, 13. svw. Wikinger, 14. Tierkadaver, 17. russisch: Drei, 19. svw. polit. Extremist, 22. französ. Stadt nordwestl. von Lyon, 23. Untiefe, 26. Verbindungsbolzen, 28. lateinisch: im Jahre, 31. früheres Holzraummaß, 33. sowj. Schwarzmeer-Kurort, 34. Titelgestalt bei Brecht, 35. Öl- und Faserpflanze, 36. griech. Gott, Sohn des Zeus, 37. Farbe, 39. Ansiedlung, 40. Titelgestalt bei Kästner, 41. Schalter zum Unterbrechen einer Hochspannungsleitung, 42. Behörde, 45. Pflanze mit Brennhaaren, 48. Alpengipfel in Graubünden/Schweiz, 50. ein Edelgemüse, 51. schweizer. Urkanton, 53. ein chem. Element, 55. Zahlwort, 57. tadshikisch-sowj. Schriftsteller (gest. 1954), 59. Großvater (Kosef.), 61. Schwur, 63. Einrichtung zum Aufbewahren v. Schriftgut aller Art, 66. Maßeinheit der Beschleunigung (nach Galilei), 67. eine Heilpflanze, 68. Fußpunkt des Himmels, 69. Nadelbaum, 70. Bergweide, 71. künstl. Wasserstraße, 75. spanische Anrede, 76. Verlosung, Losspiel, 78. sowj. Schachgroßmeister, 80. Mädchenname, 82. Täuschungsmanöver, 86. Zitterpappel, 87. Nebenfluß der Mosel, 88. größtes Tasteninstrument, 90. Wallberg, 92. Stockwerke, 93. französ. Schauspieler u. Regisseur, 94. Komponist der DDR, 97. Eiland, 98. Musikstück für zwei Gesangsstimmen, 99. Fluß im Kaukasusvorland, 101. österr. Wasserkraftwerk am Inn, 103. Fruchtbrei, 105. Wortgleichklang, 106. poln. Oder-Nebenfluß, 108. wertloses Zeug, 109. ein Düngemittel, 110. griech. Insel, 112. Antilopenart, 114. russisch: Hundert.

Silbenrätsel

Aus den Silben a – a – an – be – ber – bra – bre – ca – cher – eh – eis – el – er – gel – gramm – ha – haar – hard – he – hi – in – isch – ka – kel – ker – la – le – lem – lo – na – nau – ne – ni – nie – or – pen – re – re – re – rik – rit – ro – sen – spe – stil – stör – ta – tar – te – te – tik – tor – tro – tu – ur – ve – vo – waii – ze sind 25 Wörter zu bilden. Die ersten Buchstaben der Lösungswörter von oben nach unten und die dritten von unten nach oben gelesen ergeben ein Zitat aus „Die fromme Helene" von Wilhelm Busch:

1. ein Karpfenfisch, 2. Anführer der Vitalienbrüder (wurde 1401 in Hamburg hingerichtet), 3. altperuanische Herrscherkaste, 4. Lautlosigkeit, 5. Stadt südlich von Moskau, 6. Männername, 7. Göttin der babylonisch-assyrischen Religion, 8. Schiffahrtskunde, 9. Beifallsruf, 10. umlaufender Teil elektr. Maschinen, 11. Rätselart, 12. svw. Autor, 13. Stadt am Fuß des Ätna, 14. niederländ. Stadt in der Provinz Nordholland, 15. umgangssprachlich svw. altes Fahrzeug, 16. französ. Fluß zum Kanal, 17. Fehllos, 18. Fischfanggerät, 19. Feldbahnwagen, 20. die Gebiete beiderseits des Äquators, 21. Spezialschiff, 22. Ostseebad der DDR, 23. Ausgaben, Auslagen, 24. Inselgruppe im Pazifik, 25. ethischer Begriff.

1				P	O	L		
2			F	I	N			
3			C	H	O	R		
4				M	E	T		
5	L	E	K					
6						N	I	E

Vom Kern zum Wort

1. federndes Sprungbrett, 2. feinkörniger Zucker, 3. griechisch: Einsiedler, 4. i. d. Mathematik: Hilfsveränderliche, 5. Körper zur Zu- oder Ableitung von elektrischem Strom, 6. feierliche Handlung.

Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter – von 1 bis 6 – ergeben die Bezeichnung für ein Schaukelreck.

Füllrätsel

1. Schädlings-Nagetiere, 2. zweckgerichtete Tätigkeit. 3. schirmlose Kopfbedeckung, 4. Berg in der Türkei, 5. russ. Mädchenname, 6. Teil des Eßgeschirrs.

Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben die Bezeichnung für einen Preisnachlaß.

1 R					
2	R				
3		R			
4			R		
5				R	
6					R

Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

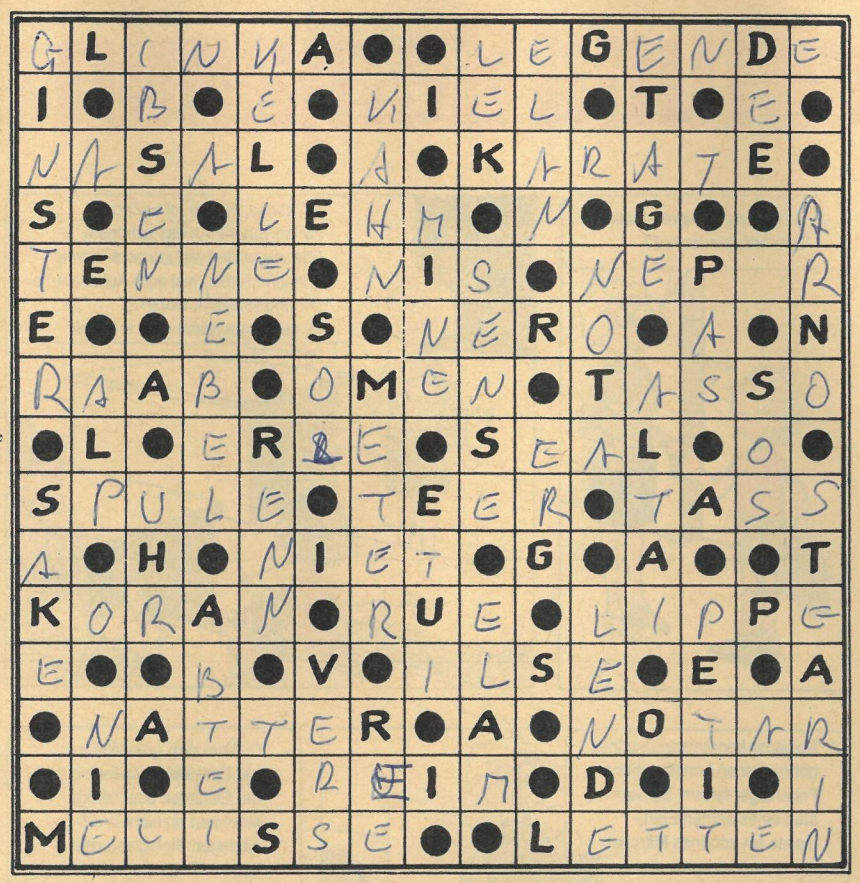
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure: Günter Bonow, Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche; Inge Albrecht
Wissenschaft: Heinz Bartel

Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Redaktionssekretär: Barbara Schablinski

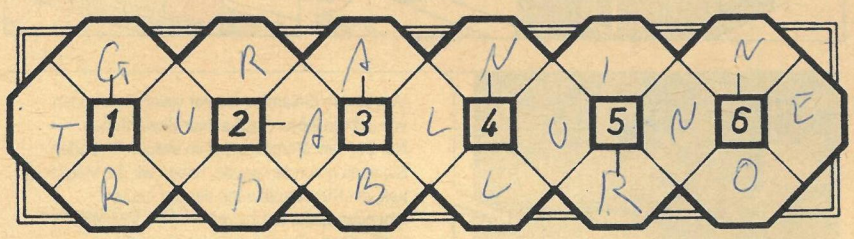
Leserprobleme: Bernd Siegmund
Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Auslandsverbindungen: Hermann Hupperz

Korrespondenten in Moskau: Jürgen Geitner, Volkmar Billeb, Dr. Dietrich Pätzold
Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft



Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:
1. Schlangenart, 2. Teil des Mundes, 3. Zeichenerklärung auf Landkarten, 4. physikal. Arbeitseinheit, 5. Bleistifteinlage, 6. Gemisch zur Kerzenherstellung, 7. Wortgleichklang, 8. frühere Bezeichnung für einen Schriftgrad, 9. Gebirgssystem in der SU und der Mongolischen VR, 10. Grundbalken der Schiffe, 11. Nasenlaut, 12. altrömischer Kaiser, 13. Kloster, Stift, 14. Laubbaum, 15. altoriental. Staat, 16. Tanzschritt, 17. Längenmaß, 18. russ. Komponist (gest. 1857 in Berlin), 19. Behältnis, 20. Wasserfahrzeug, 21. peruanische Währungseinheit, 22. Harzflüßchen, 23. Fleischstück zum Braten, 24. Mündungsarm des Rheins, 25. Maurerwerkzeug, 26. landwirtschaftl. Gerät, 27. Heil- u. Gewürzpflanze, 28. Autor des Romans „Adel im Untergang", 29. Vorzeichen, 30. Verbindungsbolzen, 31. internat. Hilferuf, 32. Dreschplatz, 33. strikte Verneinung, 34. mittelitalien. Fluß, 35. Stockwerk, 36. Dämpfungsmaß i. d. Elektrotechnik, 37. norweg. Dramatiker („Nora"), 38. ein Baustoff, 39. Zeitanzeiger, 40. Angsttraum, 41. gelber Schmetterlingsblütler mit rutenartigen Zweigen, 42. Gedichtteil, 43. Schwung, 44. schott. Fluß zur Nordsee, 45. kleine Anmerkung, 46. japan. Zweikampfsport, 47. Garnrolle, 48. Destillationsprodukt der Kohle, 49. französisch: Straße, 50. altitalien. Dichter (Titelgestalt bei Goethe), 51. Fell der Pelzrobbe, 52. jugoslaw. Stadt in Serbien, 53. Jurist mit Sonderbefugnis, 54. sowj. Nachrichtenagentur, 55. Witterungserscheinung, 56. Donaunebenfluß, 57. japan. Reiswein, 58. „Heiliges Buch" des Islams, 59. Wendekommando, 60. Volk im Westen der UdSSR.



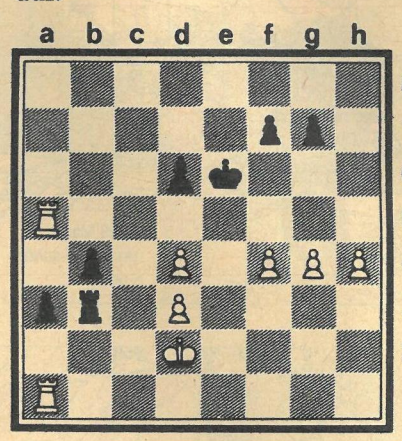
Wabenleiste

Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in Uhrzeigerrichtung:
1. Lederriemen, 2. Fluß im Fernen Osten der SU, 3. Gestalt aus Schillers „Don Carlos", 4. Zahlwort, 5. Zusammenbruch, Verfall, 6. ein Edelgas.
Die Buchstaben in den oberen Feldern – von 1 bis 6 – ergeben den Namen eines sowjetischen Schriftstellers.

Schach

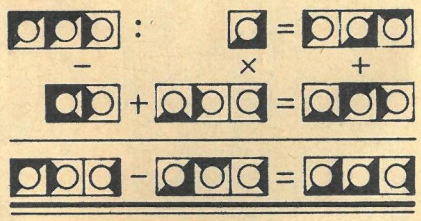
Das war „sein Spiel"

Das Diagramm zeigt die Abbruchstellung der für Garri Kasparow (Schwarz) wichtigen 6. Partie im Kandidatenduell mit Viktor Kortschnoi (Schweiz). Die vorgeschobenen schwarzen Bauern zwangen Kortschnoi, die Qualität zurückzugeben und in ein Turmendspiel einzulenken. Die weiteren Ereignisse trugen nahezu phantastischen Charakter. Es war unmöglich, die einzelnen Varianten bis zum Schluß durchzurechnen. Die Kontrahenten mußten ständig intuitive Entscheidungen treffen. Unter diesen Bedingungen bekundete der 20jährige aserbaidshanische Fremdsprachenstudent große Ausdauer, Forsche und beneidenswertes Temperament. Das war endlich „sein Spiel" und half ihm, dem erfahrenen Widerpart in London die erste Niederlage beizubringen. Es war der Ausgleichstreffer zum 3:3 des am Ende klar mit 7:4 gewonnenen Matches.
Nach Wiederaufnahme der Partie geschah: **41. ...L:f4+ 42. Ke2 Tc3 43. g5 Lc1 44. h5 b3 45. T5:a3 L:a3 46. T:a3 b2 47. Ta6+ Kf5 48. Tb6 Tc2+ 49. Ke3 K:g5 50. d5 K:h5 51. Kd4 g5 52. Tb8 g4 53. d6 Tc6 54. Ke5 Tc5+ 55. Kf6 g3 56. T:b2 Td5 57. K:f7 T:d6 58. Td2 Kg4 59. d4 Kf5 60. Ke7 Td5 61. Td3 Kf4 62. Ke6 Tg5 63. d5?** (wahrscheinlich barg 63. Td1 Remischancen) **63. ...Tg6+ 64. Ke7 g2 65. Td1 Ke5 66. d6 Te6+ 67. Kd7 T:d6+ 68.T:d6 g1D 69.Te6+ Kf5 70. Td6 Da7+ 71. Kd8 Ke5 72. Tg6 Da5+ 73. Kd7 Da4+ 74. Ke7 Dh4+ 75. Kf8 Dd8+ 76. Kf7 Kf5 77.Th6 Dd7+ Weiß gab auf.**



Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



Eins im anderen

In jedem der folgenden Wörter steckt ein Tiername:
Waschwanne – Segeln – Geselle – Eheringe – Murmeln – Eisenerzbergbau – Erdachse
Die Anfangsbuchstaben der Tiernamen – in der oben gegebenen Reihenfolge gelesen – ergeben die Bezeichnung für ein Meeressäugetier.

Auflösungen aus Heft 2/1984

Kreuzgitter. Waagerecht: Spinat (73), Oslo (57), ars (4), Omsk (61), Pirat (63), Grapow (25), Marinade (47), Ralf (66), Elite (19), Apo (6), Gran (23), Bauern (11), Theke (76), Lei (41), Orange (55), Lab (43), Matrose (50), Ida (30), SSR (75), Ossa (59), Beet (13), Ree (68), Ile (32), Galeere (27), Tal (78), Manual (46), Lau (45), Daker (16), Oberon (56), Emse (21), Ina (36), Nagel (51), Bett (15), Initiale (34), Amalie (8), Uelen (80), Alan (10), Mol (48), Nein (53), Geiger (29).
Senkrecht: Paraphrase (62), Napf (52), Tower (77), Osmin (58), Skat (70), Opi (60), Ara (2), Rad (64), Sternwarte (71), Ineu (37), Grat (24), Aloe (1), Rebe (67), Laune (40), Gero (28), Alla (9), Eibsee (20), Kora (39), Lei (42), Asyl (5), Moratorium (49), Tsetse (79), Drau (17), Serpentine (74), Bela (14), Illo (31), Emu (22), Gnome (26), Lade (44), Anna (3), Kiel (38), Rate (69), Röte (65), Egeln (18), Slang (72), Alai (7), Bali (12), neo (54), Ill (35), Inn (33).

Rätselpyramide: 1. Ai, 2. Ain, 3. Tina, 4. Nitra, 5. Retina, 6. Trainer.

Gereimtes: Last + Kraft + Wagen = Lastkraftwagen.
Füllrätsel: 1. Kaliber, 2. Abraham, 3. Starter, 4. Alabama, 5. Kampala, 6. Osseten, 7. Weinert. – Kasakow.

Schräge Reihen. Von der Zahl nach rechts: 1. Hel, 2. Begas, 3. Rasin, 4. Maser, 5. Nagel, 6. Besen, 7. Raten, 8. Loden, 9. Hag.

Von der Zahl nach links: 3. Reh, 4. Magen, 5. Nasal, 6. Basis, 7.Regen, 8. Laser, 9. Hotel, 10.Laden, 11. Gen.

Raten und Rechnen:

2295	:	27	=	85
−		×		+
363	+	53	=	416
1932	−	1431	=	501

Auflösung des Kreuzworträtsels (Quiz 13) aus Heft 26/1983

Waagerecht: 1. Start, 6. Legat, 10. halb, 14. Narr, 15. As, 16. Salpeter, 18. Caisson, 20. Legal, 21. Obiou, 22. Sekte, 24. Steuer, 26. Molle, 28. Pamir, 31. Aura, 32. neo, 33. Ulk, 35. Agenda, 37. arg, 40. Anilin, 41. Erde, 44. Pan, 45. Atri, 47. Ree, 48. Uil, 51. Po, 52. Usboi, 54. Tula, 56. Preobrashenskiregiment, 63. Aare, 64. Beate, 65. AN, 66. Set, 67. Noah, 69. Bons, 70. Wut, 72. Awsa, 73. Storno, 76. Ems, 78. Engels, 81. Tur, 82. bit, 84. Ikra, 87. Alken, 90. Kulak, 92. Aniene, 94. Stola, 96. Tabor, 99. Tiere, 100. Carrara, 101. Pier, 104. Obergurt, 105. Rh, 106. Gestirne, 107. Riga, 108. Atlas, 109. Agame, 110. Seen.
Senkrecht: 1. Sack, 2. Tratte, 3. Arie, 4. TASS, 5. Laneu, 7. Eber, 8. Asam, 9. Talon, 10. Hebe, 11. Ati, 12. Leo, 13. Bruckner, 17. Polonium, 19. Ota, 20. Lear, 22. si, 23. Era, 25. Uranus, 27. Lea, 28. Peer, 29. Moderator, 30. Ode, 33. Uljanowsk, 34. Li, 36. Grube, 38. Gabin, 39. Fries, 42. rep., 43. Edea, 44. Poet, 46. Tor, 49 Ir, 50. Labor, 51. Phase, 53. Skat, 54. Titel, 55. Lena, 57. Orenburg, 58. Sen, 59. Newski, 60. Ge, 61. Tas, 62. Testator, 68. Hahn, 71. UNO, 74. TU, 75. Oil, 77. Mine, 79. Extrem, 80. Sal, 83. Tatra, 85. Recht, 86. Ana, 88. Lapis, 89. Ewene, 90. Kora, 91. Kitt, 92. Arda, 93. Erna, 94. Saga, 95. Oase, 97. ABI, 98. Beg, 102. Ire, 103. Ren. – **Lösungswort:** Pugatschow.

Es gewannen:

1. Preis:	100,– M	Elsbeth Schmudde 2900 Wittenberge
2. Preis:	75,– M	Dieter Kunze 8503 Demnitz-Thumitz
3. Preis:	50,– M	Johannes Fieber 2550 Parchim
4. Preis:	25,– M	Heinz Schob 1500 Potsdam

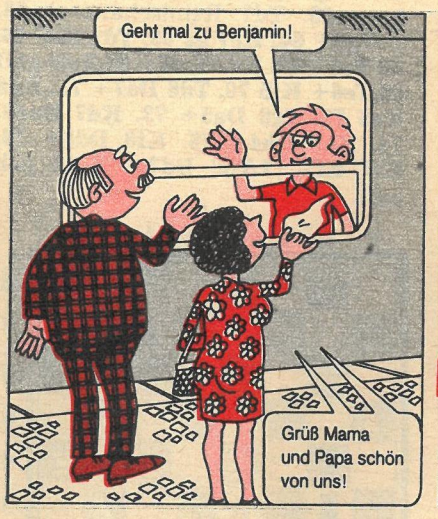
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann
*
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

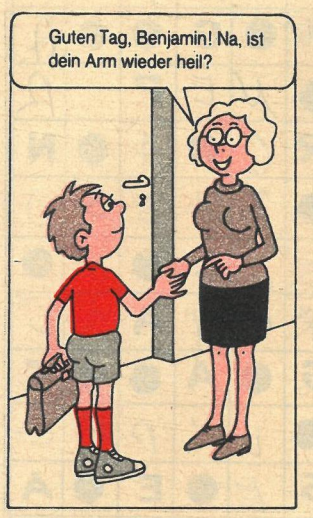
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag

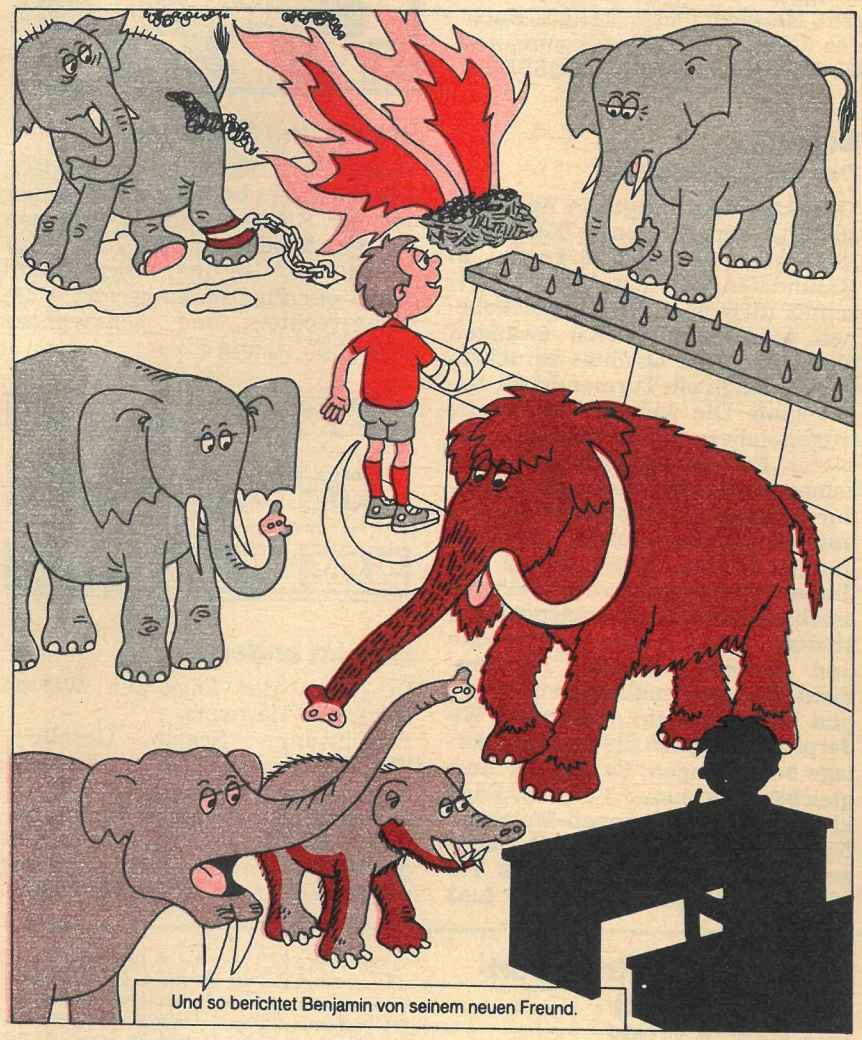
Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG

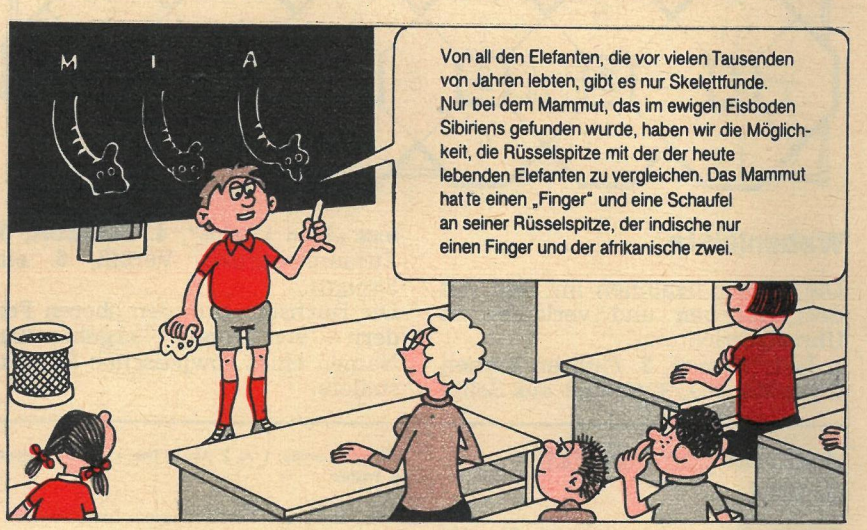
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden Banner der Arbeit, 1974 mit der Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 mit der Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 mit der Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold ausgezeichnet

Erich Schmitt: Benjamin und Benjamin (8)

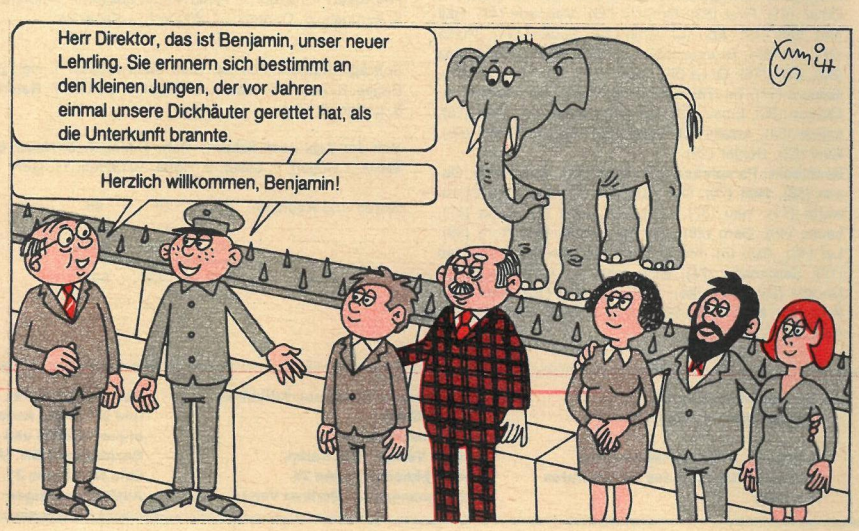








Einige Zeit ist vergangen. Benjamin hat zehn Jahre die Schule besucht und soll sich nun einen Beruf aussuchen. Keine Frage, er will Tierpfleger werden in einem Zoo. Welchen Zoo er im Auge hat, ist klar. Das heißt: Umzug zu Oma und Opa.



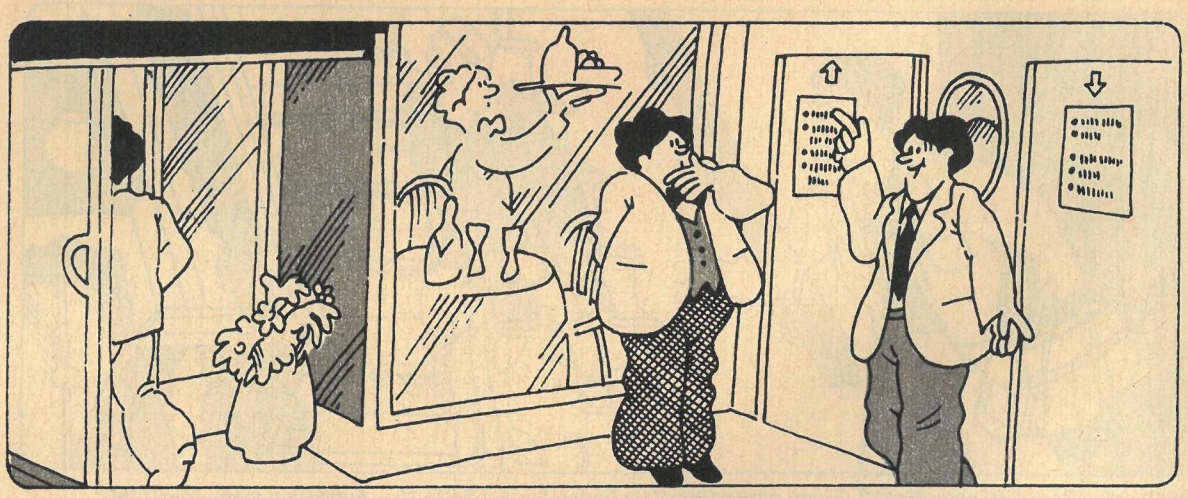


Bild 2: Was fragt der Ausländer? (Einen passenden Satz finden Sie auf Seite 13 – Auflösung siehe Rücktitel)

Будь добр[1]/Будь добра[2]/, помоги нам!	*Budj dobr/Budj dabrá/, pamagí nam!*	Sei so nett und hilf uns!
Будьте добры, …	*Bútje dabrý, …*	Seien Sie so gut und …
… помогите мне.	*… pamagítje mnjä.*	… helfen Sie mir.
… покажите мне выход.	*… pakashýtje mnjä wých(o)d.*	… zeigen Sie mir den Ausgang.
… объясните мне это.	*… abjißnítje mnjä ät(o).*	… erklären Sie mir das.
… объясните мне эту надпись.	*… abjißnítje mnjä ätu nádpis.*	… erläutern Sie mir diese Aufschrift.
… объясните мне эту инструкцию о пользовании.	*… abjißnítje mnjä ätu inßtrúkzyju a póls(o)wanii.*	… erklären Sie mir diese Gebrauchsanweisung.
… переведите мне это на немецкий язык.	*… piriw(e)djítje mnjä ät(o) na nimjäzki j(a)sýk.*	… übersetzen Sie mir das ins Deutsche.

[1]Die angesprochene Person ist männlichen Geschlechts
[2]Die angesprochene Person ist weiblichen Geschlechts

Будьте любезны, …	*Bútje lubjäsny, …*	Seien Sie so liebenswürdig und …
… скажите мне, что это значит.	*… ßkashýtje mnjä, schto ät(o) snátschit.*	… sagen Sie mir, was das bedeutet.
… передайте деньги на билет.	*… piridájtje djéngi na bilät.*	… geben Sie das Fahrgeld weiter.
… передайте мой привет вашей жене.	*… piridájtje moj priwjät wáschyj shynjä.*	… grüßen Sie Ihre Frau von mir.
… позвоните мне в гостиницу.	*… paswanítje mnjä wgaßtjínizu.*	… rufen Sie mich im Hotel an.
… постарайтесь достать билеты в театр.	*… paßtarájtjis daßtátj biläty ftjiátr.*	… versuchen Sie Theaterkarten zu bekommen.
… откройте /закройте/ окно!	*… atkrójtje /sakrójtje/ aknó!*	… öffnen /schließen/ Sie das Fenster!
Принесите мне таблетку от головной боли.	*Prin(e)ßítje mnjä tabläätku adgaławnój bóli.*	Bringen Sie mir eine Kopfschmerztablette.
Привезите мне, пожалуйста, пластинку Аллы Пугачёвой.	*Priw(e)sítje mnjä, pasháłyßta, płaßtjínku Ałły Pugatschów(o)j.*	Bringen Sie mir bitte eine Platte von Alla Pugatschowa (von der Reise) mit.
Вы не скáжете, …	*Wy ni ßkáshytje, …*	Können Sie mir (nicht) sagen, …
… что это значит?	*… schto ät(o) snátschit?*	… was das heißt (bedeutet)?
… когда начинается сеанс?	*… kagdá natschinájitßa ßiáns?*	… wann die Vorstellung beginnt?
… где можно купить фотоплёнки?	*… gdjä móshn(o) kupítj fataplónki?*	… wo es Filme zu kaufen gibt?
… к кому мне обратиться?	*… kkamú mnjä abratjítßa?*	… an wen ich mich wenden soll?
Я это обязательно сделаю.	*Ja ät(o) abjisátjiln(o) sdjäłaju.*	Das mache ich ganz bestimmt.
Обязательно передам …	*Abjisátjiln(o) piridám …*	Ganz bestimmt …
… подарок.	*… padár(o)k.*	… überreiche (übergebe) ich das Geschenk.
… привет.	*… priwjät.*	… bestelle ich den Gruß.
Обязательно покажу.	*Abjisátjiln(o) pakashú.*	Das zeige ich (Ihnen) unbedingt.
Обязательно объясню.	*Abjisátjiln(o) abjißnjú.*	Ich erkläre (Ihnen) das unbedingt.
Обязательно позвоню.	*Abjisátjiln(o) paswanjú.*	Ich rufe (Sie) ganz bestimmt an.
Обязательно привезу.	*Abjisátjiln(o) priw(e)sú.*	Das bringe ich ganz bestimmt mit.
Если вас не затруднит, …	*Jéßli was ni satrudnít, …*	Wenn es Ihnen keine Umstände (Schwierigkeiten) bereitet, …

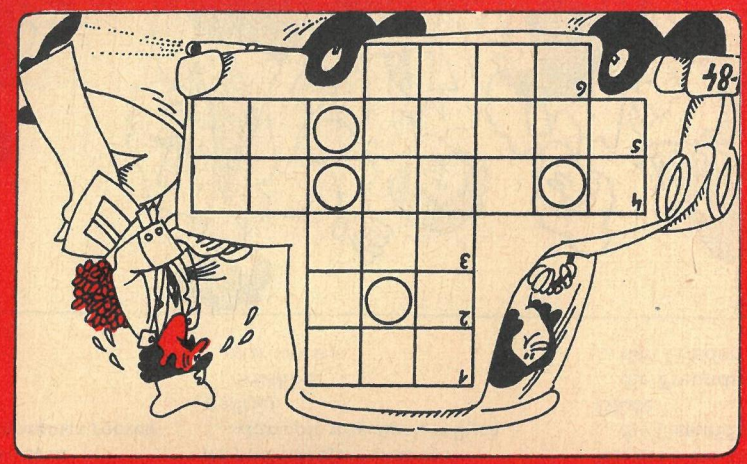
PREIS-FRAGE

Setzen Sie die fehlenden Wörter ein:
Желаю скорее (gesund zu werden)!
Я очень (bitte) вас о помощи! Я хочу (gratulieren) вас с защитой диссертации.

Drei Gewinner werden ausgelost!

1. Preis: ein Service mit Lackmalerei aus Chochloma
2. Preis: drei große Wörterbücher: deutsch-russisch/ russisch-deutsch
3. Preis: eine Holzschatulle

Wer Lust hat, löst außerdem unser Fülliätsel mit Vokabeln dieser Lektion:
1. was (Fragepronomen), 2. Frieden, 3. wo (Fragepronomen), 4. deutsch (Adjektiv), 5. Gesundheit, 6. wenn (Konjunktion).
Die russischen Wörter sind waagerecht einzusetzen. Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben in den Kreisfeldern – in geordneter Reihenfolge – den Namen der Hauptstadt einer Sowjetrepublik.



Zusammenstellung der Satzmodelle: Helle Borchert-Rymarowicz; **Illustration:** Detlev Schulze; **Fülliatsel:** Regina Riemann; **Technische Beratung:** Valeri Makarenko; **Redaktion:** Elke Grahl.

Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Ihre Postkarte (Briefe werden nicht gewertet) senden Sie an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, PSF 10.

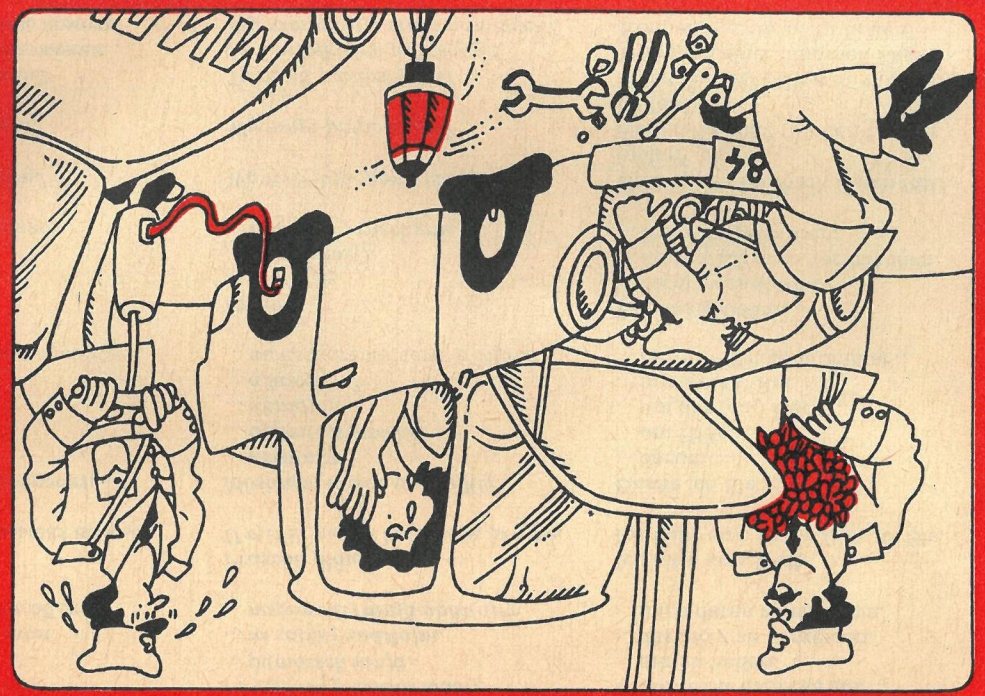
Einsendeschluß: 22. 2. 84.
Auflösung in Heft 7/84.

Auflösungen der gesuchten Bildzeilen:
Bild 1: Вам помочь?
Bild 2: Вы не скажете, что это значит?
Bild 3: Я позвоню вашей сестре.

FREIE WELT
LEHRGANG

Russisch für jedermann

Alltagswendungen



2. Bitte, Angebot, Wunsch; Glückwünsche

Wollen Sie sich im Freundesland zurechtfinden, so brauchen Sie einige Redewendungen unbedingt. Wir haben die wichtigsten davon für Sie zusammengestellt. Mit diesen Satzmodellen können Sie sich nach Metro und Weg erkundigen, alle grüßen und begrüßen, sich mit Bekannten verabreden, sich für eine Verspätung entschuldigen, Komplimente machen …

Прошу вас.
Прошу вас…
Прошу тебя…
…о помощи.
…о поддержке.
Я очень прошу вас…
…помочь мне.
…не забыть об этом.
…напомнить мне об этом.

Прошу слова.
У меня к вам большая просьба.

Мóжно ли вас попросить…
…об этом?
…о помощи?
…о книге?
…о совете?
…о вашем номере телефона?

Просьба…
…не курить.
…не шуметь.
…соблюдать тишину.

Вам /Тебе/ помóчь?

Вы мне помóжете?

Ты мне помóжешь?
Я в неловком положении.
Вы не мóжете мне помочь?

Praschú was.
Praschú was…
Praschú tjibjá…
…apóm(o)schtschi.
…apadjärschkje.
Ja ótschin praschú was…
…pamótsch mnjä.
…ni sabýtj abät(o)m.
…napómnitj mnjä abät(o)m.

Praschú błówa.
U minjá kwam balschája prósba.

Móshn(o) li was papraßítj…
…abät(o)m?
…apóm(o)schtschi?
…aknígje?
…aßawjétje?
…awáschym nómerje tjilifóna?

Prósba…
…ni kurítj.
…ni schumétj.
…ßabludátj tjischynú.

Wam /Tjibjá/ pamótsch?

Wy mnjä pamóshytje?

Ty mnjä pamóshysch?
Ja wniłófk(o)m pałashénii.
Wy nimóshytje mnjä pamótsch?

Bitteschön! (als Einladung)
Ich bitte Sie… /,…
Ich bitte dich…
…um Hilfe.
…um Unterstützung.
Ich bitte Sie sehr darum,…
…mir zu helfen.
…das nicht zu vergessen.
…mich daran zu erinnern.

Ich bitte ums Wort.
Ich habe eine große Bitte an Sie.

Dürfte ich Sie … bitten?
…darum…
…um Hilfe…
…um das (ein) Buch…
…um (einen) Rat…
…um Ihre Telefonnummer…

Es wird gebeten,…
…nicht zu rauchen.
…keinen Lärm zu verursachen.
…Ruhe zu bewahren.

Kann (Soll, Darf) ich Ihnen /dir/ helfen?
Helfen Sie mir? (Wollen Sie mir helfen?)
Hilfst du mir? (Wirst du mir helfen?)
Ich bin in einer dummen Lage.
Können Sie mir nicht helfen?

Рекомендую /Советую/ вам…
…посмотреть эту пьесу.
…взять с собой зонтик.
…лучше лететь самолётом.

Поздравляю тебя /вас/…
…с днём рождения.
…с праздником.
…с Новым годом.
…с окончанием школы.

Я хочу поздравить вас…
…с годовщиной.
…с Международным женским днём.
…с защитой диссертации.
…с рождением ребёнка.
…с юбилеем.

От всего сердца поздравляю тебя со свадьбой.
От всей души поздравляем вас с 60-летним юбилеем.

Мелаю /Желаем/ тебе /вам/…
…долгих лет жизни.
…творческих успехов.
…личного счастья.
…удачи.
…доброго здоровья.
Желаю…
…хорошо защитить диссертацию!

…успешно сдать экзамены!
…хорошо отдохнуть!

Я предлагаю тост за хозяйку дома!

Я поднимаю бокал за…
…здоровье наших милых гостей.

…дружбу.
…мир в мире.

Rikamindúju /ßawjätnuju/ wam…
…pabmatrétj ätu pjäßu.
…wsjatj ßabój sontnik.
…tútsche litjétj ßamalót(o)m.

Pasdrawljáju tjibjá /was/…

…sdrojom rashdjénija.
…ßrásnik(o)m.
…ßnowym gód(o)m.
…ßakantschánij(e)m schkóły.

Ja chatschú pasdrášwitj was…
…sgadajschtn(o)j.
…ßmeshdunarodnym shénskim dnjom.
…ssaschtschtit(o)j djäß(e)rtázyji.
…ßrashdjénij(e)m rjbónka.
…ßjubiléj(e)m.

At ßlowó ßjórza pasdrawljáju tjibjá ßabúdb(o)j.
At ßßej duschý pasdrawljátjm was ßschaßtjtidjßjitjt-létnim jubiléj(e)m.

Shyłáju /Shyłájm/ tjibjá /wam/…
…dólgich ljét shýsni.
…twórtschißkich ußpjéch(o)ß.
…litschnaw(o) stscháštja.
…udáttschi.
…dóbraw(o) sdarówja.
Shyłáju…
…charaschó prawißtjt wjchadnjíje!
…ßkaréje wjisdarawétj!

Ich empfehle /rate/ Ihnen,…
…sich dieses Stück anzusehen.
…den Schirm mitzunehmen.
…lieber zu fliegen.

Ich gratuliere dir /Ihnen/ (beglückwünsche dich /Sie/)…
…zum Geburtstag.
…zum Feiertag (zum Fest).
…zum neuen Jahr.
…zum Schulabschluß.

Ich möchte Sie … beglückwünschen.
…zum Jahrestag…
…zum Internationalen Frauentag…
…zur Promotion…
…zur Geburt Ihres Kindes…
…zu Ihrem Jubiläum…

Von ganzem Herzen beglückwünsche ich dich zur Hochzeit.
Von ganzem Herzen gratulieren wir Ihnen zum 60. Geburtstag.

Ich /Wir/ wünsche/n/ dir /Ihnen/…
…ein langes Leben.
…viel Erfolg.
…Glück im Privatleben.
…gutes Gelingen.
…beste Gesundheit.
Ich wünsche…
(etwa:)…schönes Wochenende!
…Gute Besserung!

Ich wünsche…
…einen erfolgreichen Abschluß der Promotion!
…Glück bei den Prüfungen!
…gute Erholung!

Trinken wir auf die Hausfrau!

Ich hebe das Glas auf…
…die Gesundheit unserer lieben Gäste.
…die Freundschaft.
…den Frieden in der Welt.

Bild 3: Worauf erhebt der Gastgeber sein Glas? (Einen passenden Satz finden Sie auf dieser Seite – Aufl. Rücktitel)

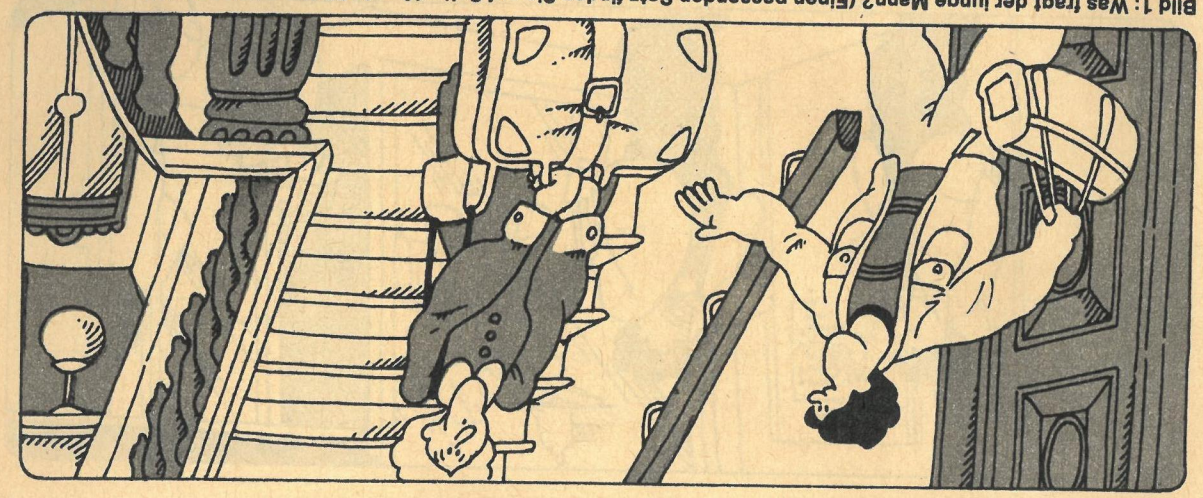


Bild 1: Was fragt der junge Mann? (Einen passenden Satz finden Sie auf Seite 10 – Auflösung siehe Rücktitel)

Я вам /тебе/ с удовольствием помогу.
Мы вам с удовольствием поможем.

Я вам и в будущем буду помогать.

Мы вам всегда будем помогать.
Я, к сожалению, не смогу вам помочь.

Beachte: Die fettgedruckten Vokalbuchstaben in den Fragen markieren die Stimmführung (Intonation); ohne Dach: Stimmsenkung, mit Dach: Hebung und sofortiges Absinken. Am Ende eines Fragesatzes bleibt die Stimme unten.

Ja wam /tjibjá/ pudawólßtwij(e)m pamagú.
My wam pudawólßtwij(e)m pamóshym.
Ja wam i wbúduschtschim búdu pamagátj.
My wam ßdjágda búdjim pamagátj.
Ja, kßash(a)lénitju, nt pmagú wam pamótsch.

Ich helfe Ihnen /dir/ gern.

Wir helfen Ihnen gern.

Ich werde Ihnen auch in Zukunft helfen.
Wir werden Ihnen immer helfen.
Ich werde Ihnen leider nicht helfen können.

Beachte:
- Wörter, die unbedingt zusammen geschrieben werden müssen, werden auch zusammen geschrieben
- ! = hartes (kehlig gesprochenes) l

Merke: Als Übersetzung für **sie, sie** usw. (vgl. Deklination der persönlichen Fürwörter) kommt außer Sie (Nom. und Akk.) auch ihr, auch in Frage

Fortsetzung von Seite 35

Tigerfang im Sichote-Alin

dann wieder stießen sie auf nie zufrierende Quellen. So marschierten sie bis gegen Mittag, zum Rasten und Essenkochen aber verspürten sie keine Lust, wollten sie doch keine Zeit verlieren, denn alle brannten darauf, die Tiger so schnell wie möglich einzuholen. Schon sahen sie jetzt eine Menge Spuren – zu den Fährten der Tiger hatten sich die von Wildschweinen gesellt. Plötzlich spitzten die Hunde die Ohren, und im gleichen Augenblick sah Tscherepanow, als er aufmerksam in ein Tannendickicht spähte, dort etwas Gelbes vorbeihuschen.

„Die Tiger!" rief er seinen Kameraden halblaut zu und stürmte auch schon weiter.

Das war für alle das Signal, ihr Tempo zu beschleunigen. Bald hallten lautes Hundegebell, Krachen abbrechender Äste, Gejohle und Geschrei der Menschen durch die Taiga. Die Gefahr witternd, flüchtete die Tigerin und führte ihre Jungen mit sich fort.

Mehr als vierundzwanzig Stunden schon dauerte die Verfolgungsjagd. Die alte Tigerin nahm zu allen möglichen Schlichen Zuflucht, beschrieb Kreise, brach in großen Sätzen seitwärts aus, trabte ohne Halt vorwärts, während ihr die erschöpften hungrigen Jungen kaum noch folgen konnten, nur mit Mühe hielten sie mit der Mutter Schritt, immer häufiger torkelten sie zur Seite, instinktiv aber doch bemüht, wieder Anschluß an die Alte zu gewinnen. Schließlich schlug sich das schwächere, weibliche Junge seitwärts nach rechts. Völlig von Kräften verkroch es sich in einem Dikkicht, während die Tigerin mit dem zweiten Jungen weiterfloh. Die Jäger merkten sofort, daß es ihnen gelungen war, die Familie auseinanderzureißen, und setzten die Hunde auf die Spur des zurückgebliebenen Tigerjungen an. Tscherepanow trennte sich von Kalugin und den Trofimows und stürzte der Alten nach. Seine Aufgabe bestand darin, sie möglichst weit zu treiben, damit die anderen das Junge um so leichter lebend einfangen konnten; er folgte also weiter der Spur der Tigerin und gab immer noch Schüsse in die Luft ab.

Die anderen drei Jäger schlugen sich jeder eine starke Astgabel ab, legten Gerten und Maulkorb zurecht und drangen dicht nebeneinander zu der Stelle vor, woher das Gebell der Hunde kam. Das junge Weibchen fauchte die Hunde ängstlich und wütend zugleich an; sein Schwanz ringelte sich drohend, die Ohren hatte es angelegt, den Rachen mit den gewaltigen Zähnen aufgesperrt, rot leuchtete darin die nach unten gepreßte Zunge; seine Augen funkelten grünlich. Von den Hunden umringt, schlug das Raubtier verzweifelt mit den Tatzen um sich. Die geschickt ausweichenden Hunde hielten sich in respektvoller Entfernung, stürzten vor, sprangen sofort wieder zurück. Einmal aber schaffte es einer doch nicht mehr, rechtzeitig kehrtzumachen, da hatte er auch schon einen kräftigen Hieb abbekommen und kollerte winselnd beiseite, stand nicht wieder auf. Als der Tiger die Jäger erblickte, duckte er sich zum Sprung. Doch darauf schienen die Männer nur gewartet zu haben.

„Ran!" schrie Ignat.

Alle rückten im gleichen Augenblick mit ihren Astgabeln gegen den Tiger vor und drückten ihn zu Boden. Das Tier lag auf der Seite, fest gegen den Boden gepreßt, vermochte nicht einmal mehr zu fauchen, da eine der Gabeln gegen seinen Hals drückte. Doch in dem wütenden Blick, den gefletschten Zähnen, in den noch immer sich wehrenden mächtigen Pranken mit den vorgestreckten Krallen lagen so viel bedrohliche Stärke und Unbeugsamkeit, so viel grimmiger Haß, daß die Männer bei der geringsten falschen Bewegung zweifellos in tödliche Gefahr geraten wären.

Jetzt mußten als erstes auf geschickte Weise die Tatzen fest zusammengeschnürt und der Maulkorb umgelegt werden. Zuvor hatten die Männer schon vereinbart, daß Makar Trofimow die Pranken fesseln sollte. Mit einem Stock hob er vorsichtig eine Riemenschlinge erst auf die eine der Vordertatzen, dann auf die zweite, und schon wurden sie fest aneinandergeschnürt. Genauso verfuhr er dann mit den Hintertatzen, und als letztes wurde der Maulkorb aus Segeltuch angelegt. Daraufhin lösten die Jäger die Riemen behutsam wieder von den Pranken und ersetzten sie durch weiche Fesseln aus gewaschenem Nessel: gewaschen mußte er bereits sein, damit die von Schnee durchnäßten Bandagen beim Trocknen nicht etwa einliefen – die Fesseln würden dann zu fest werden, und die Tatzen könnten bei der Kälte absterben.

Als das Tigerjunge eingefangen war, errichteten die Jäger in der Nähe ein Lager, schleppten das Tier, das sich tatsächlich als dreijährig erwies, dorthin, betteten es auf eine Unterlage aus Tannenzweigen und deckten es mit ihren Joppen zu, damit es sich nicht erkältete. Dann zündeten sie ein Feuer an, das die ganze Nacht brennen sollte, trockneten ihre durchnäßte Kleidung und ruhten sich aus.

Erst bei Dämmerung kehrte auch Trifon zurück, der die Tigerin mit dem zweiten Jungen vertrieben hatte. Aber die Jäger wußten, daß diese nachts möglicherweise doch wieder auftauchen würde. Und tatsächlich suchte die Alte, die das erschöpfte und hungrige Männchen in einer Dickung zurückgelassen hatte, ihr verlorengegangenes zweites Junges auf; sie schlich an das Lager, hörte das auf sie herzzerreißend wirkende erstickte Fauchen des Weibchens; im Schein der Flammen sah sie es mit ausgestreckten, zusammengeschnürten Beinen in unnatürlicher Haltung daliegen. Kaum aber versuchte sie, sich ihm zu nähern, da erhob sich ein wilder Lärm: Die eingeschlummerten Jäger sprangen auf, schossen ihre Gewehre ab... Instinktmäßig begriff das Muttertier, daß sie ihr Kind verloren hatte, daß sie den Menschen gegenüber machtlos war. So schlich sie zu dem einzigen ihr noch verbliebenen Jungtier zurück. In diesem Augenblick schien in der Taiga plötzlich jeder Laut zu verstummen, als empfände sie Mitleid mit der Tigerin. Schwarze Nacht breitete sich ringsum aus, oben aber blaute wie eine riesige über die Taiga gestülpte Schale der Himmel, an dem die goldenen Sterne hell funkelten.

Lautlos, besonders vorsichtig, eilte die Alte dahin, um ja nicht die Aufmerksamkeit eines Menschen auf sich zu lenken. Häufig blieb sie stehen und lauschte... Aber auch die Männer schliefen nicht, hellwach achteten sie auf das geringste Geräusch, waren sie auf alles gefaßt.

Kaum brach der Morgen an, setzten sich die Jäger in Marsch; den Tiger schleppten sie abwechselnd auf ihren Schneeschuhen. Vor dem Aufbruch hatten sie ihn noch gefüttert, ohne ihm den Maulkorb abzunehmen, indem sie ihm mit einem Stock dünne Streifen Fleisch in den schmalen Rachenschlitz steckten.

Gegen Abend erreichten sie ihre Winterhütte und übernachteten dort. Von hier aus konnten sie das Tier auf einer leichten Narte ziehen. So gelangten sie schließlich an die Straße, wo sie die Nacht wieder an einem Lagerfeuer verbrachten. Während Kalugin am Morgen einen Schlitten holen ging, zimmerten die anderen einen Käfig. Durch einen Schlitz in seiner Decke drückten sie mit Astgabeln die Tigerin gegen den Käfigboden und nahmen ihr Fesseln und Maulkorb ab, so daß sie aufstehen und die erstarrten Glieder recken konnte. Drei Tage und drei Nächte hatte sie in ihren Fesseln gelegen; doch obgleich sie jetzt eine gewisse Freiheit wiedergewonnen hatte, fühlte sie sich nicht viel wohler. Alles ringsum war ihr fremd, neu, unbegreiflich. Kalte Furcht hatte sie befallen. Noch klang ihr das gellende Gebell der Hunde in den Ohren.

Die Jäger stellten den Käfig rasch auf den Schlitten und zogen ab. Sie wollten den Tiger im Stützpunkt des Zoos abliefern und dann in die Taiga zurückkehren, um auch den zweiten Jungtiger zu holen. – Doch in der Taiga war das Leben inzwischen weitergegangen. Ein Schatun, ein streunender Bär, hatte schon mehrere Tage nichts mehr zu fressen gefunden, brüllender Hunger peinigte ihn. Alle Winkel hatte er auf der Suche nach Nahrung durchstöbert, aber auch die Wildschweine waren weggezogen und mit ihnen auch die Frischlinge. Und gerade deren zartes Fleisch liebte er so sehr.

Plötzlich hob Meister Petz den Kopf und sog die Luft ein: kein Zweifel, und doch kaum zu glauben. Er richtete sich auf, spähte um sich, ließ sich wieder auf alle viere herab, witterte erneut – dann strebte er geradenwegs der Dikkung zu.

Der junge Tiger hatte eben gefressen und sich dann zufrieden und sorglos neben den Resten des Wildschweins ausgestreckt. Das Auftauchen des Bären kam ihm völlig unerwartet, um so schrecklicher war daher die Begegnung mit ihm.

Dennoch wich er nicht zurück, fest entschlossen, sich zu verteidigen. Und da waren die beiden Raubtiere auch schon aneinandergeraten. Der Tiger teilte mit seinen Tatzen kräftige Schläge aus, Fellfetzen flogen durch die Luft, Blut tropfte auf den Boden. Bald rann Blut auch aus der von den Tigerzähnen aufgeschlitzten Flanke des Bären, doch der hungrige Schatun war von riesiger Größe, dazu hatte er zehn Zentimeter lange Krallen. Letztlich drückte er den Tiger unter sich und zerfleischte ihn. Dann fraß er sowohl ihn als auch das Wildschwein und machte sich am anderen Tag über die Reste her. Knochen und Fellfetzen deckte er mit Zweigen zu.

Voller Wut wälzte sich die Tigerin neben diesen Überresten auf dem Boden, dann nahm sie die Spur des Schatuns auf, holte diesen ein, warf sich mit einem gewaltigen Satz auf ihn und biß ihm den Hals durch...

Mit den neugeborenen Jungen hält sich nun die Tigerin an das Tal des Wanzin, wo sie in den von dichter Tannendeckung umgebenen Felsen für den Menschen fast unerreichbar ist.

Doch die Liebe einer Mutter ist grenzenlos, und niemals läßt die Sorge um die Kleinen nach. So späht die Alte aufmerksam in die Ferne, lauscht auf jedes Rascheln, während die Jungen friedlich schlummern.

All das – die drohende, wachsame Tigerin, das leuchtende Grün der Taiga, das Tosen des Flusses, der azurblaue Himmel und die grelle heiße Sonne –, all das verschmilzt zu einem einzigen triumphierenden Ganzen...

(Aus dem Russischen von Helmut Sträubig)

Ihre Gedanken zu diesem Bild

Ein schönes Wochenende ist vergangen. Ich hatte meinen Enkelsohn bei mir. Er ist gerade zwei Jahre alt und „liest" gern, ständig schleppt er Bilderbücher mit sich herum oder blättert, auf dem Teppich sitzend, bunte Zeitungen um und um. Mit welchem Eifer sich so ein Menschlein seine Welt erobert!

Ruth Elze, Berlin

Fachschule für Kindergärtnerinnen aufgenommen. Ich freue mich auf diesen Beruf, denn ich liebe Kinder und überhaupt das Leben sehr. Mein Foto zeigt mich 1973 auf den Weltfestspielen der Jugend und Studenten in Berlin. Ich war damals sechs Jahre alt. Die Tücher mit den Unterschriften habe ich alle aufgehoben. Sie zeigen, daß auch in den vom Imperialismus unterdrückten Ländern keiner im Kampf allein bleibt.

Ricarda Merkwirth, Luckenwalde

Ein Ausdruck des Glücks und der Geborgenheit, beides muß behütet werden. Hier ein Foto von unserem Hausfest 1983. Das ist eine schöne Tradition geworden, so wie die Weihnachtsfeier für die Kinder, der gemeinsam verbrachte Silvesterabend…

Christel Unger, Brandenburg

Ich bin 16 Jahre alt und habe im September ein Studium an der pädagogischen

Seit einem Jahr bin ich Volkskorrespondent. Es macht mir großen Spaß, anderen aus unserem Ort zu berichten. Vor kurzem schrieb ich über den Erweiterungsbau unserer Kinderkrippe. Vielen Müttern wird damit geholfen. Es ist schön, wenn man etwas wachsen sieht…

Evelyn Conradt, Koserow

Liebe Leser! Herzlichen Dank an alle, die bisher so freimütig aus ihrem Leben erzählten, ihre Ansichten und Erwartungen mitteilten. Aus den Briefen, die uns im Dezember erreichten, wählten wir wiederum zehn aus, deren Einsender eine Anerkennungsprämie von je 50 Mark erhalten. Es sind: Elke Hamann, Rostock; Michael Beyer, Leipzig; Margit Piontkowski, Dresden; Else Schwarzer, Mühlhausen; Ingeborg Ekkardt, Plauen; Hanni Witte, Muldenstein; Erika Püttner, Brand-Erbisdorf; Detlef Kraft, Kleinneuhausen; Andreas Teubler, Herzberg; Grete-Erika Henkel, Stralsund.

Machen Sie mit!

Im nächsten Heft – Ausgabe 4/1984 – beginnt eine neue große Leseraktion aus Anlaß des 35. Jahrestages unserer Republik. Der Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft und FREIE WELT rufen Sie auf zu einem Brief-Wettbewerb und einem 20 000-Mark-Preisausschreiben. Sie können sich an einer dieser Aufgaben oder an allen beiden beteiligen – allein oder zusammen mit Ihrer Familie, Ihrem Arbeitskollektiv!

Zu gewinnen sind:

- Ein Tagesaufenthalt in Berlin auf Einladung des Präsidiums des Zentralvorstandes unserer Freundschaftsgesellschaft
- Eine Wolga-Schiffsreise
- Gebrauchsgegenstände, darunter drei Junost-Fernsehempfänger
- Wertvolle Souvenirs aus Naturmaterial
- Bernsteinschmuck
- Viele, viele Buchschecks und andere Trostpreise

Erzählen Sie, schildern Sie!

Was verbindet Sie mit sowjetischen Freunden, mit dem Sowjetland? Was haben Sie erlebt, erfahren, erkannt – gestern und heute, bei der Zusammenarbeit, auf Reisen… Mit Ihren Briefen, Fotos und anderen Dokumenten möchten wir bis zur Woche der deutsch-sowjetischen Freundschaft im Mai 1984 eine lebendige Chronik der Verbundenheit in unserer Zeitung veröffentlichen. Zehn Leser erwartet eine Einladung nach Berlin.

Prüfen Sie Ihr Wissen!

Drei Teile gehören zu unserem Preisausschreiben mit Gewinnen im Gesamtwert von 20 000 Mark. Nur wenn Sie alle drei Aufgaben erfüllen, erhalten Sie das mehrteilige Lösungswort – ein hochaktuelles Zitat.
Alt und jung, groß und klein können mitmachen – für jeden ist etwas dabei.
Bestimmt sind Sie gut informiert über die sowjetische Friedenspolitik, bestimmt kennen Sie sich auf der UdSSR-Landkarte aus, bestimmt sind Sie ein As im Rechnen…

Doch genug verraten, in 14 Tagen ist es soweit. Wir freuen uns schon auf die Zusammenarbeit mit Ihnen, liebe Leser!

Wer schreibt nach Woj-Wosh?

Ich hoffe, mit Ihrer Hilfe gute Freunde unter jungen Leuten in der DDR zu finden. Ich bin 24 Jahre alt, Künstlerin, schreibe russisch und englisch und interessiere mich für Literatur, besonders wissenschaftlich-utopische, für Musik, Sport, Film und Touristik.
Alexandra Proskurjakowa, *ASSR der Komi,* 169 414 Woj-Wosh, Komsomolskaja, 12-9.

Schach am Chapiteau

Zu Ihren historischen Schachgeschichten (FW 1/84) eine „neuzeitliche" Ergänzung: Mein Foto entstand, als der Armenische Nationalzirkus in Dresden gastierte – Pausensport zwischen zwei Vorstellungen.

Rudolf Scheibe, Dresden

Erinnerung an Wilhelm Pieck

Das Foto von Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl (FW 26/83) brachte mich auf die Idee, Ihnen zu schreiben, was ich in unserer Jugendzeitung „Komsomolskoje plemja" las. Darin erzählt Major a. D. Tatarinzew von einer Begegnung mit Ihrem ersten Präsidenten. Mitte 1948 wurde er stellvertretender Kommandant in der Kommandantur Eisleben. Kurz nach Gründung der DDR bemerkten er und sein Dienstkamerad Oberleutnant Naumenko vom Fenster aus einen Menschenauflauf am Lenindenkmal. Der Präsident wurde erwartet. Sie wollten ihn auch sehen und gingen hinunter. Aus einem Auto stieg ein älterer, stämmiger Mann – Wilhelm Pieck. Minutenlang stand er schweigend am Denkmal, ging dann ohne Eile umher und sprach mit vielen Menschen. Auch die sowjetischen Offiziere wurden ihm vorgestellt. Er begrüßte sie, nahm ihnen mit einigen Worten in gutem Russisch die Verlegenheit. Dann umringten ihn Kinder. Die Einfachheit und Herzlichkeit von Wilhelm Pieck hat Major Tatarinzew damals sehr beeindruckt.

Farit Nadrschin, Orenburg

Rosen in Scheki

Dinge, die nicht unbedingt die Welt, aber das Herz bewegen, fand ich in Scheki („Auf goldenem Boden", FW 1/84). In frischer Abendluft spazierten wir durch die Stadt. In einer bergan führenden Seitenstraße vergnügten sich Kinder mit Spielen, die Mütter lehnten am Gartenzaun und schauten zu. Sie winkten uns, und da ich bunte Ansichtskarten aus der DDR und Bilder von Tieren und Blumen mitgenommen hatte, verschenkte ich welche an die kleine Gesellschaft. Nach allgemeinem „Woher und Wohin" verabschiedeten wir uns. Als wir zum Hotel zurückkehrten, waren wir wirklich überrascht: Die Kinder und Mütter erwarteten uns,

Leserfoto

Hoch zu – Ren! Bei den Catan, einem kleinen Volksstamm im Norden der Mongolischen Volksrepublik, dient das Rentier als Fleisch-, Milch- und Fellieferant sowie zum Transport.
Dr. M. Stubbe, Halle

Spielzeug

So war es richtig in Folge 1 „Russisches Kinderspielzeug“ (FW 1/84): Puppen sind im Schloßmuseum Arnstadt (links) zu bewundern. Es gewannen: 150 M Gunnar Brandt, Greifswald; 100 M Anita Weiland, Riesa; 50 M Toralf Markert, Crottendorf.

Preisfrage

Heft 3/84

Wie heißt das Programm, zu dem die Erforschung der Klima-Anpassung des Menschen gehört?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× **50 M** sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 5/84. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an: Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 15. Februar 1984. Auflösung von Heft 1/84: Leistung ist Arbeit geteilt durch Zeit. Wir gratulieren Gottfried Haase, Bernau.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: Bernd Sefzik, privat (2), Kunstanstalt Straub & Fischer

strahlten uns an, in den Händen Rosen in allen Farben und Obst!

H. Müller-Hegemann, Leipzig

Für jedermann

Der neue Russisch-Lehrgang (ab FW 1/84 in jedem zweiten Heft) wird mir bei meinen Gesprächen mit den sowjetischen Familien in der Nachbarschaft helfen.

Angelika Posinzek, Eberswalde-Finow

Unser Bruder und Schwager arbeitet seit Juni 1983 an der Erdgastrasse in Perwomaiski. Da er täglich mit sowjetischen Kollegen zusammenarbeitet, die uns sogar zum neuen Jahr grüßten, werden wir alle Lektionen an die Trasse schicken, nachdem wir sie studiert haben!

Familie Spiering, Hennigsdorf

Liliput-Residenz

Zur Preisfrage „Russisches Kinderspielzeug 1“ (FW 1/84): Mehr als 80 verschiedene Szenen mit über 400 Puppen zeigen den Alltag der kleinen Residenz Arnstadt. Jahrelang ließ die Fürstin Auguste Dorothea viele Menschen daran arbeiten.

Werner Dienelt, Karl-Marx-Stadt

„Mon plaisir“ entstand zwischen 1690 und 1750 und spiegelt auf kulturhistorisch einmalige Weise das Leben und Treiben der Barockzeit wider.

Evelyn Rehr, Lübtheen

Gespielt werden durfte aber nicht mit den Puppen, Möbeln und Geräten.

Wolfgang Schmidt, Strausberg

Die Sammlung regte Irmtraud Morgner zu ihrem Buch „Gauklerlegende“ an.

Erwin Kohn, Berlin

Dankeschön für die vielen ausführlichen Antworten! Gerhard Seifert, Reichenbach, schickte seine Lösung in Wort und Bild auf einer Ansichtskarte des Museums (Abb. neben Auflösung).

Honighäuser

Auch zum Bauernmuseum in Bierkowice, VR Polen, gehören historische Unterkünfte für Honigsammlerinnen. („Luxusbauten für ein Insekt“, FW 1/84). Diese hier verdient noch den Namen Bienenstock.

Penzold, Berlin

Hannes Schreiber · Küchenlexikon

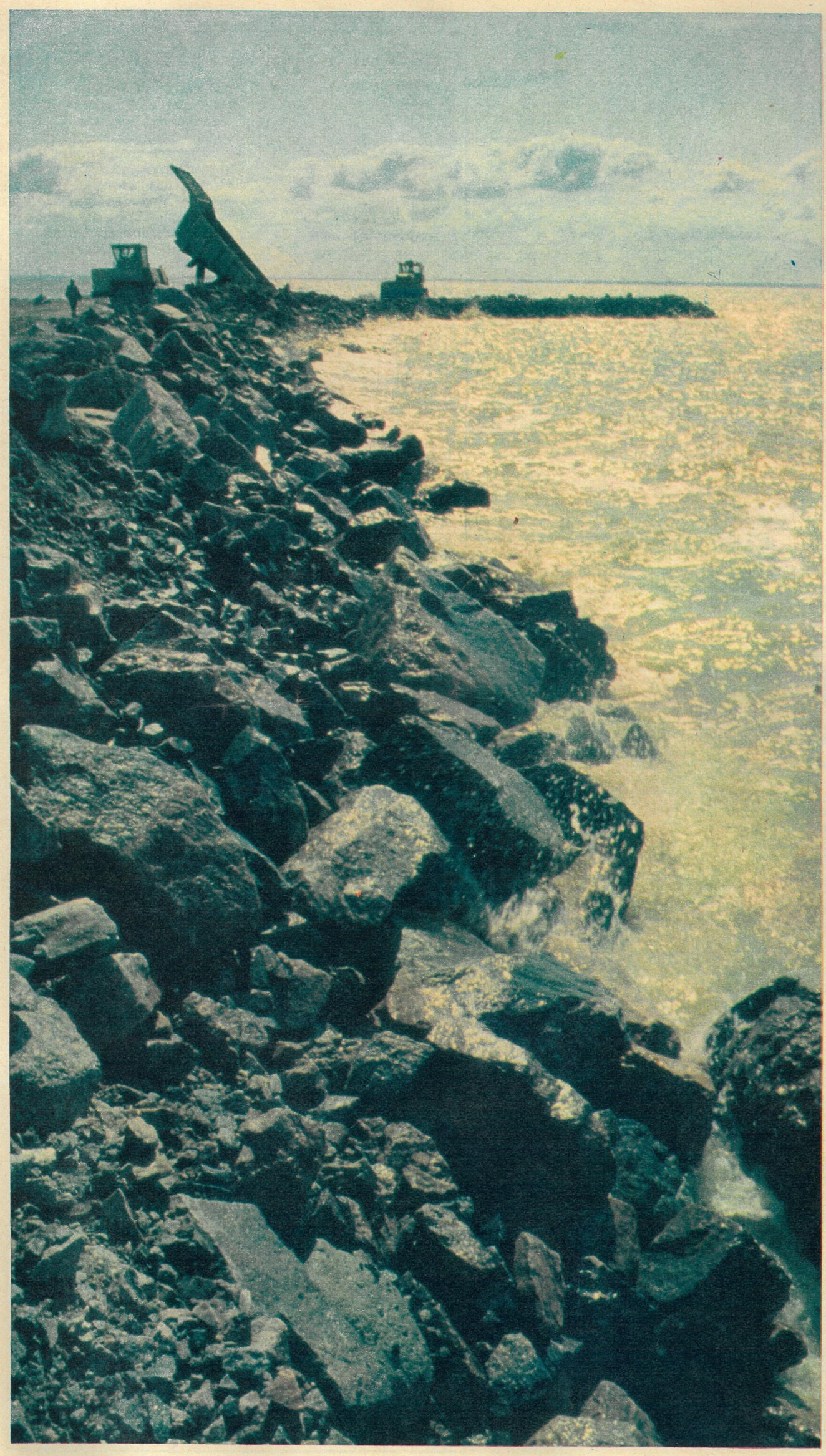
C wie Salo

Zwischen dem russischen Wort „salki“, das Hasche-, Fangspiel bedeutet, und „salon“, dem Sprach-Einwanderer aus Frankreich, steht im Wörterbuch der „ideale Lebenszweck“ des „Zigeunerbarons“: salo = Speck. Nicht in der Ukraine, woher unser Gast Alik kam, sondern im Schenkenländchen in der Mark Brandenburg unterhielten wir uns genüßlich über den Mäuseköder, und wir waren uns einig: Speck ist nicht einfach Fett, sondern gewissermaßen ein feinerer Aggregatzustand des schweinernen Rückenpolsters. Unsere Nachbarin in Teupitz, wo wir Urlaub machen, ist mit zwei Seltenheiten gesegnet. Sie hört auf den Rufnamen Hertina. Sie verwandelt in ihrer eisernen Räucherkammer, die mit einem imposanten Vorhängeschloß gesichert ist, Fische, bleiche Würste und zarten weißen Luftspeck in eine Delikatesse. „Mein Ruhm ist in Rauch aufgegangen“, hat einmal der Bildhauer Johann Gottfried Schadow über seinen Schüler Christian Daniel Rauch gesagt. Hertinas Ruhm geht **durch** Rauch auf. Glimmende Buchenspäne liefern ihn und geheimnisvolle Zugaben getrockneter Kräuter. Aliks Großmutter beherrscht die Rauchzauberei ebenfalls. Er schwärmte geradezu von ihren fast schwarzgeräucherten Würsten und den schkwarki (Speckgrieben). Speck heißt auf russisch auch schpik, koptschony ist geräuchert, verräuchert (wie eine Kneipe) hingegen dymny. Rauchspeck braucht man auch zu ukrainischen Senffilets – und dieses Rezept sollten Sie nicht in den Rauch schreiben!

Zeichnung: Regine Röder

Und so macht man ukrainische Senffilets:

Scheiben von Rindsfilet oder Rumpsteak mit schmalen Speckstreifen spicken, mit Pfeffer und Salz einreiben und von beiden Seiten dick mit Senf bestreichen. In eine Deckelpfanne auf ein Bett von kleinen Speckwürfeln legen, mit etwas erhitztem Sonnenblumenöl überschütten und langsam auf kleiner Flamme garen lassen. Von Zeit zu Zeit sparsam etwas Wasser zugeben, bis eine braune wohlschmeckende Soße entsteht. Als Beilage: in Salzwasser gekochte halbierte Porreestangen, beträufelt mit zerlassener Butter oder saurer Sahne, in die vorher ein paar Tropfen Zitrone verquirlt wurden. Ein Körbchen mit frischem Weißbrot zum Tunken nicht vergessen!



Neujahrs an die Newa zu spazieren, ist für die Leningrader liebgewordene Tradition. Am Neujahrstag '84 jedoch fiel der gewohnte Stadtbummel längs den Kais – für viele und weithin am Strom – buchstäblich ins Wasser. Radio- und Fernsehsprecher hatten die Nachricht verbreitet: Sturmhochwasser, wie schon oft zur Herbst- und Winterszeit, droht vom Finnischen Meerbusen her der Stadt. Und binnen Stunden geschah's: Der ins Eis gepreßte Strom erhob sich in seinem Bett, brach aus der starren Umklammerung, stieg an den granitenen Uferwänden hoch, überflutete Straßen, Plätze... Auf 35 Quadratkilometern, einem Sechstel des gesamten Stadtgebiets, hieß es – Land unter!

Ein Sturmtief jagte das andere. Vor allem über Nordeuropa steigerten sich wiederholt die Stürme zu Orkanen...

Jedoch: Seit reichlich zwei Jahrzehnten wissen die Experten – dank intensiver meteorologischer und ozeanologischer Messung –, wodurch die Küste am trichterartigen Ende des Finnischen Meerbusens, vor allem aber die Vier-Millionen-Stadt Leningrad, erbaut auf 101 Inseln im Mündungsdelta der Newa, regelmäßig bedroht werden. Im Sog der von West nach Ost dahinfegenden Zyklone staut sich, hinweg über die Ostsee, eine „lange Welle", die schließlich mit voller Wucht auf die – trotz aller Vorkehrungen bislang nahezu ungeschützte – Stadt zurollt. Nicht die in Jahrhunderten immer höher gebauten, granitbewehrten Ufer, nicht wallartige Schutzbauten entlang Newa und Kanälen vermögen den hereinbrechenden Fluten Einhalt zu gebieten. Allerdings werden die Leningrader heutigentags bei Sturmhochwassern rechtzeitig vorgewarnt und – alarmiert! Auch in der Neujahrsnacht '84, als die Familien frohgestimmt die Einkehr des neuen Jahres feierten, trat der Hochwasser-Krisenstab in Aktion, eilten viele tausend Helfer zum selbstlosen Einsatz. 2,5 Meter über Normal sprang die Flut hoch – ein mittleres Sturmhochwasser. Dennoch reichte es aus, verschiedenenorts zeitweilig die Stromversorgung lahmzulegen; regional kam der Stadtverkehr zum Erliegen; Eisschollen und Schlamm bedeckten eine Vielzahl ufernaher Straßen. Dank Frühwarnung und operativen Handelns kamen Menschen wiederum nicht in akute Gefahr.

Am Montagmorgen – dem ersten Arbeitstag des neuen Jahres – ging das Leben im wesentlichen seinen gewohnten Gang. Aber gerade an solchen Tagen – nach der Flut – widmen die Newastädter ihr besonderes Interesse den Bauleuten und dem Baugeschehen, die für Leningrad – und seine fortwährenden „Wassernöte" – endgültig Sicherheit bringen werden. Quer über den Finnischen Meerbusen, gleich-

Wehrdamm contra „lange Welle"

zeitig vom Nordufer und dem Südufer vorrückend, wächst – hinweg über die Insel Kotlin (Kronstadt) – der 25 Kilometer lange Damm, künftiger Meeresschild der Newastadt. Ein Projekt in seiner Verwirklichung – gigantisch durch seine Dimension: 145 Millionen Kubikmeter Erdreich und Gestein müssen bewegt werden, um den gewaltigen Schutzdamm zu errichten, zweimal soviel wie beim Bau des Panamakanals. Vierundsechzig Flutwehre (die den Damm sozusagen „zahnen") sowie die über tausend Tonnen schweren, ausfahrbaren Schützen der beiden, hundert beziehungsweise zweihundert Meter breiten Schiffahrts- und Fluttore, werden in Zukunft den heranstürmenden Wassermassen wehren.

Juri Sewenard, Leiter des Leningrader Spezialkombinats für den Dammbau, vermeldet Aktuelles vom winterlichen Großbauplatz – denn trotz des Eispanzers, der gegenwärtig den Meerbusen einschließt, ruht die Arbeit keinen Moment: „Als die ersten Fröste kamen", sagt der Chef, „haben wir vor der Spitze des meereinwärts wachsenden Damms einen Schwimmkran postiert. Sein tonnenschwerer Ausleger zerschlägt nun das Eis rings um ihn, so daß ununterbrochen weiter aufgeschüttet werden kann. Natürlich muß alles sogleich betoniert werden, damit die Strömung nicht unsere Schüttung wegreißt." – Und wie geht's weiter? – „Jetzt gilt es, so schnell wie möglich das Nordufer mit der Insel Kotlin durch eine Straße zu verbinden. Wir brauchen sie dringend für den Transport der Baumaterialien, weil der Wasserweg zu sehr den Launen des Wetters unterworfen ist. Noch rechtzeitig, bevor die rauhe Witterung hereinbrach, haben wir eine – im Projekt ursprünglich nicht vorgesehene – zwanzig Meter hohe Brücke errichtet. Solange der Verkehrstunnel unter den Schiffahrtstoren nicht fertiggestellt ist, wird sie die durchgängige Landverbindung gewährleisten..."

Dietrich Pätzold

Fotos: TASS (1); A. Medwetnikow (2)

Keine Hoffnung auf Heilung

Das eine und das andere Amerika: Mr. Arthur Levitt jr., der Präsident der New Yorker Börse, und ein namenloser Obdachloser in Washington.

Frau Hannelore Sedlaczek aus Duisburg hat ihrer fünfzehnjährigen Tochter Manuela das Geld für den Schulkakao und die Kinokarte gestrichen. Nach Abzug von Miete, Stromgeld und Versicherungsbeiträgen bleiben ihr und den drei Kindern pro Kopf und Tag genau fünf Mark. Ist Frau Sedlaczek arbeitslos? Praktisch ja. In der Statistik aber taucht sie nicht auf: Sie ist nicht auf dem Arbeitsamt, sondern auf dem Sozialamt registriert. Die „Schande" der Sozialhilfe hat Frau Sedlaczek vor ihrer Umwelt verheimlicht, bis ein hartnäckiger Reporter die Wahrheit aus ihr herausfragte. Ihre Nachbarin, Frau Hella Berends, lebt von einer schmalen Witwenrente. Sozialhilfe schlägt sie aus. Weshalb? „Weil die einen wie Dreck behandeln... Sie duzen uns, schnauzen uns an, nennen uns Lügner, behandeln uns wie bettelnde Hunde."

Die Zeitungen der Bundesrepublik haben neuerdings ein Thema entdeckt, das ihnen in früheren Jahren allenfalls die fällige Rühr-Story zum Heiligabend lieferte: die Armut. 4,2 Millionen Bundesbürger leben nach amtlichen Angaben bereits am Rande oder unterhalb des Existenzminimums, 100 000 Bettler ziehen landauf, landab. In der Tat ein ergiebiges Thema.

Programmierte Armut

Zwanzig Jahre arbeitete der Elektriker Werner Günther, wohnhaft in Gelnhausen, in der Baumaschinenfirma WIBAU, als die Inhaber am 1. Dezember 1983 Konkurs anmeldeten. 1200 Arbeiter und Angestellte flogen über Nacht auf die Straße. Seitdem steht Werner Günther mit seiner Frau und zwei Kindern buchstäblich am Rande eines Abgrunds. Vor acht Jahren hat er sich mit Hilfe eines Bankkredits ein bescheidenes Eigenheim zum Ausbau gekauft. Jetzt muß er sich entscheiden: Tilgungsraten und Zinsen zahlen und dabei verhungern oder überleben und nicht zahlen. Aber dann verkauft die Bank das Haus, das ihr immer noch gehört.

Zum Jahreswechsel registrierte die Bundesanstalt für Arbeit 2,28 Millionen Arbeitslose. Rund 500 000 Kurzarbeiter stehen mit einem Bein – sagt Hessens Sozialminister Clauss – auf dem „Weg in die vorprogrammierte Armut". Etwa 850 000 Arbeitslose haben bereits alle Hoffnung aufgegeben und sich, wie die offizielle Formel lautet, „vom Arbeitsmarkt zurückgezogen", auf deutsch: Sie gehen nicht mehr zum Arbeitsamt, fallen also auch aus der Statistik heraus.

Von den knapp 2,3 Millionen, die in der Statistik erfaßt sind, haben im vergangenen Jahr 28 Prozent weder Arbeitslosenunterstützung noch die sich anschließende Arbeitslosenhilfe erhalten. Bei den betroffenen Frauen waren es sogar 33, bei den Ausländern 34, bei den Jugendlichen 43 Prozent. Diese erschreckenden Zahlen stammen aus einem Experten-Gutachten des Gewerkschaftsbundes, das für 1984 sage und schreibe 46 Prozent errechnet – jeder zweite Arbeitslose ohne einen Pfennig Arbeitslosengeld.

Und was geschieht mit dem arbeitslosen Elektriker Werner Günther, wenn die Bank sein Haus, das nicht sein Haus ist, verkauft? Kann sein, er findet sich eines nicht sehr fernen, schlimmen Tages unter den Obdachlosen wieder. Eine halbe Million gibt es bereits in der Bundesrepublik. Nach offiziellen Schätzungen.

Blick in die Hölle

Mr. John R. Coleman, Präsident einer Wohltätigkeits-Stiftung, wollte endlich wissen, wie die Obdachlosen leben, an die er Almosen austeilt. In einer Pfandleihe kleidete er sich zünftig ein und verbrachte zehn Tage auf den Straßen New Yorks, zehn Nächte auf den Luftschächten der U-Bahn. Dann wußte er Bescheid: „Ich habe nicht geahnt, daß die Hölle so aussieht."

Im vorletzten Winter setzten protestierende Bürger hölzerne Grabkreuze vor das Hauptportal des Weißen Hauses. Jedes Kreuz für einen erfrorenen Obdachlosen. Ob Präsident Reagan diesen symbolischen Friedhof beseitigen ließ oder ob er den Wald von Kreuzen immer noch vor Augen hat, wenn er aus dem Fenster in den Lafayette-Park schaut – die Obdachlosigkeit greift um sich. Chicago hat 100 Asylbetten für 20 000 Wohnungslose, New York 6000 Betten für 60 000, von denen bisher in jeder Nacht dieses Winters einer erfroren ist. Das Gesundheitsministerium in Washington schätzt die gegenwärtige Zahl der Obdachlosen in den USA auf zwei Millionen. Die Stadt Phoenix in Arizona hat schon ein neues Verkehrsschild an alle Zufahrtswege gepflanzt: ein schlafender Mann auf einer Parkbank – dick durchgestrichen. „Das schwierigste Problem, das wir je hatten", sagt der stellvertretende Bürgermeister von San Francisco. Das Durchschnittsalter der Obdachlosen in seiner Stadt beträgt ganze 35 Jahre, der Anteil der Hochschulabsolventen ist genau so hoch wie ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung. 35 Millionen Bürger dieses Landes, dessen

Regierung nicht müde wird, dem Sozialismus Moral zu predigen, leben unterhalb der Armutsgrenze. Jeder achte Einwohner New Yorks ist auf öffentliche Unterstützung angewiesen, um nicht zu verhungern. Und die Zeitschrift „Business Week", die es wissen muß, hält den Kampf gegen die Armut für „eine Schlacht auf verlorenem Posten". Wüßte man die Gründe nicht, man müßte sich fragen, woher die Regierung in Washington Zeit und Geld und den Mut nimmt, sich um irgend etwas außerhalb der Grenzen ihres Landes zu kümmern.

Tote Fliegen im goldenen Herbst

Als die Arbeitslosenziffer in den USA in jüngster Vergangenheit um bescheidene 0,3 Prozent sank, behauptete Präsident Reagan, als kommender Wahlkämpfer zum Optimismus verpflichtet: „Amerika ist auf dem Wege der Besserung." Der Kanzler der Bundesrepublik, mit dem Versprechen von der „Wende" ans Ruder gekommen, hat sich selbst verurteilt, unentwegt vom „Aufschwung" zu reden, zumal der Oppositionschef ihm nachsagt, in den Schubladen seines Schreibtischs fänden sich allenfalls tote Fliegen, aber keine Krisenkonzepte. Als Antwort tönte aus dem Kanzlerlager das große Wort vom „goldenen Herbst". Tatsächlich verzeichnen einzelne imperialistische Länder einen ganz unterschiedlichen, zaghaften Aufwärtstrend, in den USA, in Kanada und Japan wächst die Produktion. Andere Länder, bei weitem noch nicht alle, melden schwache Hoffnungsschimmer. Aber niemand sollte sich täuschen lassen: Die Arbeitslosenzahlen, wie in der BRD beispielsweise, gehen nicht etwa zurück, im Gegenteil, sie steigen weiter, nur nicht mehr ganz so schnell wie im Winter 82/83. Eine echte Belebung allerdings macht sich bei den Dividenden bemerkbar. In den USA stiegen die Profitraten gegenüber dem Vorjahr um etwa 50 Prozent, in England bis zur Jahresmitte um 24, in der BRD um 20 Prozent, eingebracht in erster Linie durch Massenentlassungen, Stillegungen unrentabler Betriebe, Rationalisierung in Produktion und Verwaltung, mit einem Wort: auf Kosten der Arbeiter.

Trostloser Trost

Am Tag vor Weihnachten 1983 fuhren die Kumpel einer Steinkohlenzeche in Castrop-Rauxel zur letzten Schicht ein – wieder 3500 Arbeitsplätze weniger. Die Thyssen Stahl AG Duisburg will in den kommenden Monaten 10 000 Arbeiter und Angestellte entlassen. Die US Steel Corporation kündigt 15 400 Entlassungen bis zum kommenden Sommer an. Belebung hin, Belebung her, die Konjunkturpropheten werden kleinlaut, kommt die Rede auf die Arbeitslosigkeit. Heute sind in zehn westeuropäischen EG-Staaten 12,1 Millionen Menschen ohne Arbeit, in den 24 wichtigsten Industriestaaten der kapitalistischen Welt, die der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) angehören, 33,5 Millionen, von den bekannten Dunkelziffern ganz zu schweigen. Für die nächste Zukunft sagt die OECD trotz erwarteter „Belebung der Konjunktur" eine „ständige Zunahme" der Arbeitslosigkeit voraus. Der einzige Trost, den sie spenden kann, ist die Hoffnung, daß sich die Arbeitslosenquote „auf hohem Niveau stabilisieren" werde. Für die zweite Hälfte der achtziger Jahre – hat das Pariser OECD-Sekretariat errechnet – müßten täglich (täglich!) 20 000 neue Arbeitsplätze geschaffen werden, um den Stand der Arbeitslosigkeit von 1979 zu halten, genauer: erst einmal wieder zu erreichen. Eine andere Rechnung hat die Internationale Arbeitsorganisation (ILO) aufgemacht: Wollte die kapitalistische Welt an der Jahrtausendwende frei von Arbeitslosigkeit sein, müßte sie eine Milliarde zusätzlicher Arbeitsplätze aus dem Boden stampfen... Utopische Zahlen. Kapitalinvestitionen zielen heute, so weit überhaupt investiert wird, auf Modernisierung. Und was heißt Modernisierung? Die Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg, eine CDU-Domäne, weiß Bescheid: Computer und Roboter vernichten im Schnitt vier von fünf Arbeitsplätzen.

Sie sei „skeptisch", hat die westdeutsche Bundesbank noch zu Weihnachten verlauten lassen, „ob die zyklische konjunkturelle Erholung in einen langfristigen Aufschwung einmündet". Die Sorge scheint berechtigt, aber selbst wenn sie es nicht wäre, die große, übergreifende Krise des Systems dauert so oder so fort: außer der permanenten Arbeitslosigkeit die Krise der Staatshaushalte, die Krise der internationalen Finanz- und Währungsbeziehungen, die Strukturkrise einzelner Branchen. Ob irgend jemand eine „Wende" verspricht, ob die Talfahrt hin und wieder gebremst wird, der Kapitalismus ist unfähig, seine chronischen Gebrechen zu kurieren. Und die nächste Rezession kommt bestimmt.

Jürgen Jessel

Fotos: Archiv

СУВЕНИРЫ
Закрыт!
СПОРТ

MEDEO

oder:

Wie wir das vereiste Paradies besiegten! — Eine unkonventionelle Reisereportage von Bernd Siegmund (Text) und Manfred Bofinger (Zeichnungen)

Vor einiger Zeit las ich in einer unserer Tageszeitungen, daß eine unserer vielen weltberühmten Sportlerinnen und Sportler wieder einmal fast sich selbst davongelaufen wäre. Dieses geschah in Medeo. Nur mit Mühe und Not kamen beide, die Zeit und die Sportlerin, gemeinsam durchs Ziel. Fünftausend Meter Eis benötigte Gabi Schönbrunn, um dieses Kunststück in der Weltrekordzeit von 7 Minuten, 39 Sekunden und 44 Hundertstel fertigzubringen.

Eine erstaunliche Leistung! Sie wird sicherlich mit dazu beitragen, bei so manchem die Erkenntnis zu vertiefen: Wer heutzutage Sieger sein will, der muß als Erster durchs Ziel kommen!

Aber leider gibt es noch immer Zeitgenossen, mit denen man hart diskutieren muß, bei denen der Prozeß der Erkenntnis langsamer fortschreitet, als die Erkenntnis selbst. Die Frage aller Fragen ist doch: Wie stehst du zu deiner Zeit!?

Von mehreren Seiten daraufhin persönlich angesprochen, mußte ich leider zugeben: „Sie könnte besser sein. Vor allem die über 500 Meter."

Natürlich läßt eine Redaktion wie die FREIE WELT, die bekannt ist für ihre rasenden Reporter, so etwas nicht gern auf sich sitzen. Und tatsächlich dauerte es gar nicht lange, da wurden gleich zwei, Manfred Bofinger und ich nämlich, losgeschickt zu einem Ort, an dem gerade die Frage nach der Zeit täglich neu gestellt wird: Medeo, das sowjetische Hochgebirgs-Trainingszentrum der Eisschnelläufer, welches sich bekanntlich in Kasachstan befindet.

Der „Vater der Äpfel"

Und so geschah es eines schönen Tages, daß wieder einmal, wie täglich so oft, ein Flugzeug in Alma-Ata landete, dem nicht nur viele DDR-Touristen und andere gute Menschen entstiegen, sondern auch zwei wunderschöne junge Männer.

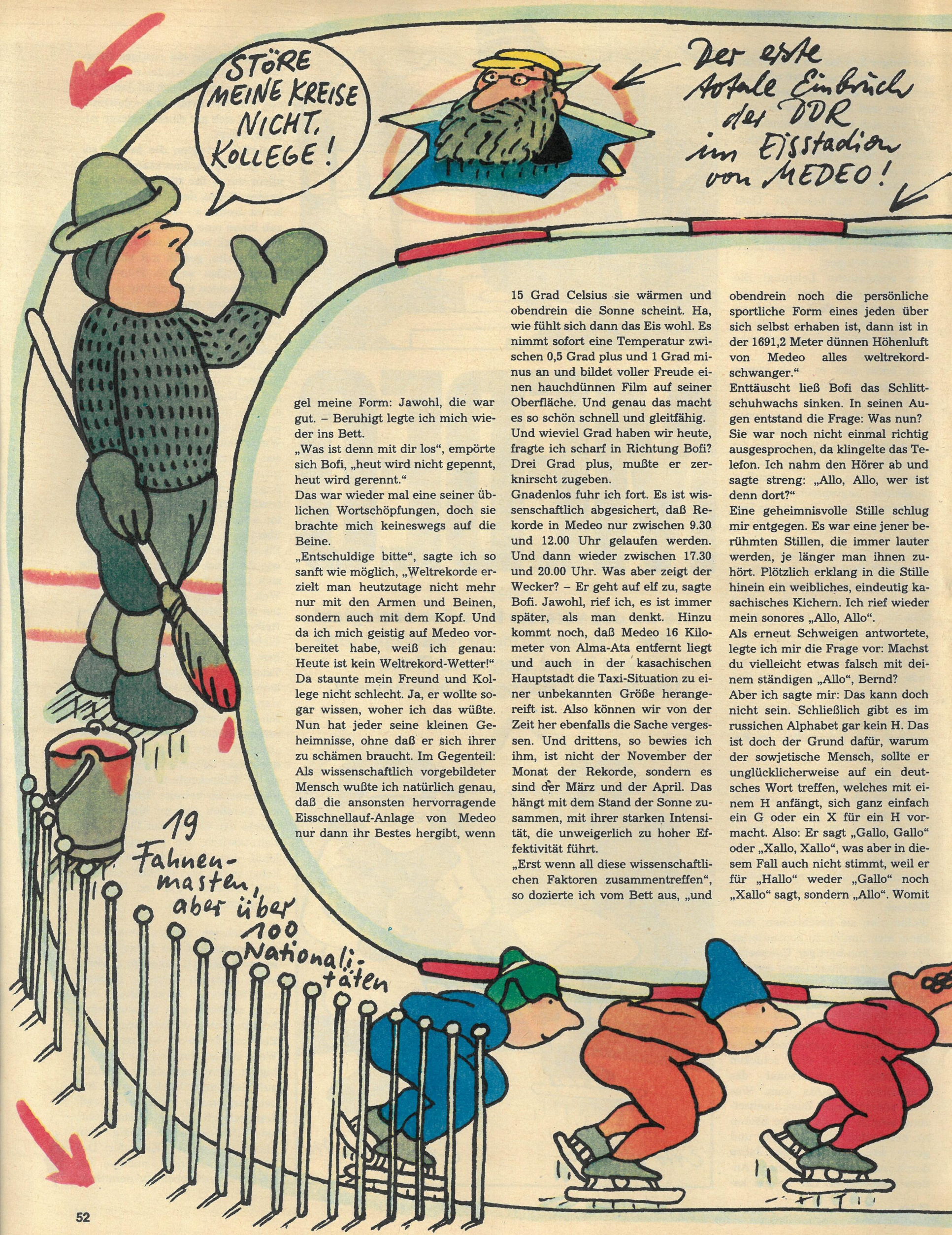
Wollte man sie beschreiben, man käme nicht umhin zu konstatieren: Sie waren von bärtiger Untersetztheit. Bei aufrechtem Gang erreichten sie eine lichte Höhe von einem Meter achtundsechzig bis einen Meter sechsundsiebzig. Das stand ihnen so gut, daß es immer wieder zu spontan hervorgestoßenen Blickwechseln mit dem schicken weiblichen Bodenpersonal des Flughafens Alma-Ata kam. Was ihre altersmäßige Zusammensetzung betrifft, so waren die beiden so beschaffen, daß sie gut und gerne wie vierundachtzig Jahre durch zwei geteilt aussahen. Anders ausgedrückt: Die beiden kamen daher wie ein rüstiger Rentner. Womit man wieder mal sehen kann, was ein Mensch an Jahren – und damit an Erfahrung – gewinnt, wenn er sich mit einem anderen zusammenlegt.

Natürlich erregten die beiden sofort gehörige Aufmerksamkeit. Vor allem durch ihr stilles, zurückhaltendes Wesen, dem nichts Menschliches fremd zu sein schien. Das gab ihnen eine zusätzliche Würde.

Ihr Gepäck bestand aus einer großen Flasche, gefüllt mit einer geheimnisvollen weißen Flüssigkeit, die von beiden eifersüchtig gehütet wurde. Dann waren da noch zwei kleine Koffer, ein Regenschirm und mehrere Paare eigenartig aussehender Schuhe, an denen messerscharfe Stahlkufen befestigt waren. Exoten! So mochte der eine oder andere Fluggast gedacht haben, als er ihrer ansichtig wurde. Abenteurer! Vielleicht der andere oder eine. Wie erstaunt aber wären sie gewesen, hätten sie geahnt, daß niemand anders als wir, Manfred Bofinger und ich, es waren, die da friedlich in Alma-Ata eintrafen, um im Auftrag der FREIEN WELT zu überpüfen, ob das weltberühmte Eis von Medeo wirklich so gut ist, wie die ganze Welt es meint. Sollte sich herausstellen, daß die ganze Welt sich nicht geirrt hat, so wollten wir beide natürlich sofort eine Reihe neuer, schwindelerregender Weltrekorde aufstellen.

Erst einmal aber fuhren wir voller Tatendrang ins Hotel. Dort angekommen, begann ich mit einem ersten, vorsichtigen Trockentraining. Ich kaufte mir eine Packung Zigaretten, die auf den schönen Namen „Medeo" hörte. Nach dem Genuß des ersten Glimmstengels legte ich sie in Weltrekordzeit auf Nimmerwiedersehen beiseite. Und obwohl mir ziemlich flau im Magen war, dachte ich: Gut so, der Genuß hat sich taktisch und strategisch gelohnt. Jetzt weißt du wenigstens, lieber Bernd, was an Schwerem auf dich zukommt. Um von Bofi gar nicht erst zu reden.

Am nächsten Morgen senkte sich ein Morgen auf uns herab, der in seiner Schönheit gar nicht schöner hätte ausfallen können. „Weltrekord-Wetter", verkündete Bofi auch sogleich, und begann, seine Schlittschuhe entsprechend dem Eis von Medeo zu wachsen. Eine Weile sah ich ihm vom Bett aus ruhig zu, dann stand ich gemächlich auf. Mein erster Blick galt dem Außenthermometer: plus drei Grad. Jetzt sah ich auf die Armbanduhr: zehn Uhr sechsundzwanzig. Nun blickte ich in den Kalender: Der 25. November strahlte mich an. Zuletzt prüfte ich noch vor dem Spie-



gel meine Form: Jawohl, die war gut. – Beruhigt legte ich mich wieder ins Bett.

„Was ist denn mit dir los“, empörte sich Bofi, „heut wird nicht gepennt, heut wird gerennt.“

Das war wieder mal eine seiner üblichen Wortschöpfungen, doch sie brachte mich keineswegs auf die Beine.

„Entschuldige bitte“, sagte ich so sanft wie möglich, „Weltrekorde erzielt man heutzutage nicht mehr nur mit den Armen und Beinen, sondern auch mit dem Kopf. Und da ich mich geistig auf Medeo vorbereitet habe, weiß ich genau: Heute ist kein Weltrekord-Wetter!“

Da staunte mein Freund und Kollege nicht schlecht. Ja, er wollte sogar wissen, woher ich das wüßte. Nun hat jeder seine kleinen Geheimnisse, ohne daß er sich ihrer zu schämen braucht. Im Gegenteil: Als wissenschaftlich vorgebildeter Mensch wußte ich natürlich genau, daß die ansonsten hervorragende Eisschnellauf-Anlage von Medeo nur dann ihr Bestes hergibt, wenn 15 Grad Celsius sie wärmen und obendrein die Sonne scheint. Ha, wie fühlt sich dann das Eis wohl. Es nimmt sofort eine Temperatur zwischen 0,5 Grad plus und 1 Grad minus an und bildet voller Freude einen hauchdünnen Film auf seiner Oberfläche. Und genau das macht es so schön schnell und gleitfähig.

Und wieviel Grad haben wir heute, fragte ich scharf in Richtung Bofi? Drei Grad plus, mußte er zerknirscht zugeben.

Gnadenlos fuhr ich fort. Es ist wissenschaftlich abgesichert, daß Rekorde in Medeo nur zwischen 9.30 und 12.00 Uhr gelaufen werden. Und dann wieder zwischen 17.30 und 20.00 Uhr. Was aber zeigt der Wecker? – Er geht auf elf zu, sagte Bofi. Jawohl, rief ich, es ist immer später, als man denkt. Hinzu kommt noch, daß Medeo 16 Kilometer von Alma-Ata entfernt liegt und auch in der kasachischen Hauptstadt die Taxi-Situation zu einer unbekannten Größe herangereift ist. Also können wir von der Zeit her ebenfalls die Sache vergessen. Und drittens, so bewies ich ihm, ist nicht der November der Monat der Rekorde, sondern es sind der März und der April. Das hängt mit dem Stand der Sonne zusammen, mit ihrer starken Intensität, die unweigerlich zu hoher Effektivität führt.

„Erst wenn all diese wissenschaftlichen Faktoren zusammentreffen“, so dozierte ich vom Bett aus, „und obendrein noch die persönliche sportliche Form eines jeden über sich selbst erhaben ist, dann ist in der 1691,2 Meter dünnen Höhenluft von Medeo alles weltrekordschwanger.“

Enttäuscht ließ Bofi das Schlittschuhwachs sinken. In seinen Augen entstand die Frage: Was nun?

Sie war noch nicht einmal richtig ausgesprochen, da klingelte das Telefon. Ich nahm den Hörer ab und sagte streng: „Allo, Allo, wer ist denn dort?“

Eine geheimnisvolle Stille schlug mir entgegen. Es war eine jener berühmten Stillen, die immer lauter werden, je länger man ihnen zuhört. Plötzlich erklang in die Stille hinein ein weibliches, eindeutig kasachisches Kichern. Ich rief wieder mein sonores „Allo, Allo“.

Als erneut Schweigen antwortete, legte ich mir die Frage vor: Machst du vielleicht etwas falsch mit deinem ständigen „Allo“, Bernd?

Aber ich sagte mir: Das kann doch nicht sein. Schließlich gibt es im russichen Alphabet gar kein H. Das ist doch der Grund dafür, warum der sowjetische Mensch, sollte er unglücklicherweise auf ein deutsches Wort treffen, welches mit einem H anfängt, sich ganz einfach ein G oder ein X für ein H vormacht. Also: Er sagt „Gallo, Gallo“ oder „Xallo, Xallo“, was aber in diesem Fall auch nicht stimmt, weil er für „Hallo“ weder „Gallo“ noch „Xallo“ sagt, sondern „Allo“. Womit

MEDEO

bewiesen ist: „Allo“ ist echt russisch und heißt auf deutsch „Hallo“. Überzeugter denn je rief ich erneut mein „Allo“ ins Telefon. Und siehe da, eine zauberhafte kasachische Stimme flüsterte mir etwas auf kasachisch ins Ohr. Natürlich verstand ich sofort.

„Ich komme“, rief ich begeistert und sprang aus dem Bett. Während Manfred Bofinger es sich nicht nehmen ließ, trotz der schlechten Weltrekord-Aussichten zum Training nach Medeo zu fahren, zog ich es vor, die kasachische Gastfreundschaft zu genießen.

Sie wartete auch schon auf mich in Gestalt eines wunderschönen Mädchens. Es war so eines, wie man es zu Millionen in Kasachstan antrifft. Ihr Name? Nein, der tut nichts zur Sache. Sie lud mich zu einem Stadtbummel ein. Gemeinsam eroberten wir die Museen, verschafften uns einen Überblick über den hohen Stand der Kultur, studierten die historisch gewachsene Geschichte Alma-Atas. Als wir den neuen prachtvollen Bauernmarkt bewunderten, kaufte das Mädchen plötzlich eine Handvoll Äpfel.

Später, gegen Abend, bat sie mich, die lieblichen Früchte zu probieren. Das tat ich gern. Herzhaft, doch zart, biß ich in sie hinein. Das wunderschöne kasachische Mädchen freute sich natürlich, als es sah, wie sehr mir ihre Äpfel schmeckten.

„Weißt du eigentlich“, fragte es plötzlich, „was Alma-Ata auf deutsch heißt?“ – „Nein“, sagte ich. Da lächelte es fein und meinte: „Alma-Ata, das ist der ‚Vater der Äpfel‘. Na, wie gefällt dir meine Stadt?“

„Schön“, flüsterte ich – und schwieg beglückt.

Der große Einbruch

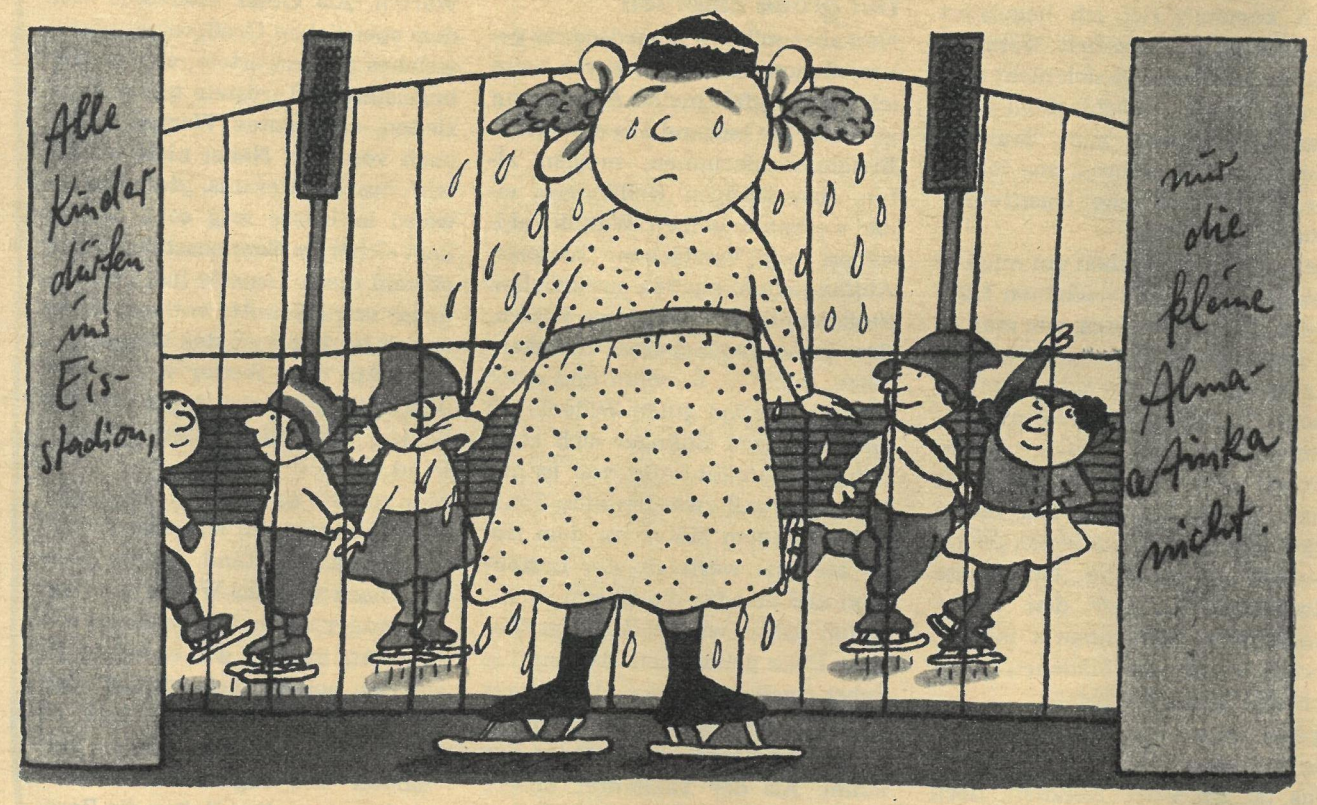
Nun aber sollte es in medeos res gehen. Schon am Abend zuvor hatte ich mit Sorgfalt meine Ausrüstung gepackt. Sie bestand aus modernen Eisschnellaufschuhen, meinen alten, zuverlässigen Holländern, einer dezenten gelben Wattekombination mit verstärkten hinteren Auffangteilen, einigen zusätzlichen Stoßdämpfern in Form von Kissen, der zusammenlegbaren Krankentrage, reichlich Proviant und einer riesigen Portion guten Willens. Da auch Manfred Bofinger sich sorgfältig vorbereitet hatte, war es nur natürlich, daß zwei bestellte Taxis mit laufendem Motor vor dem Hotel auf uns warteten: ein Lasten-Taxi und eins für die Champions.

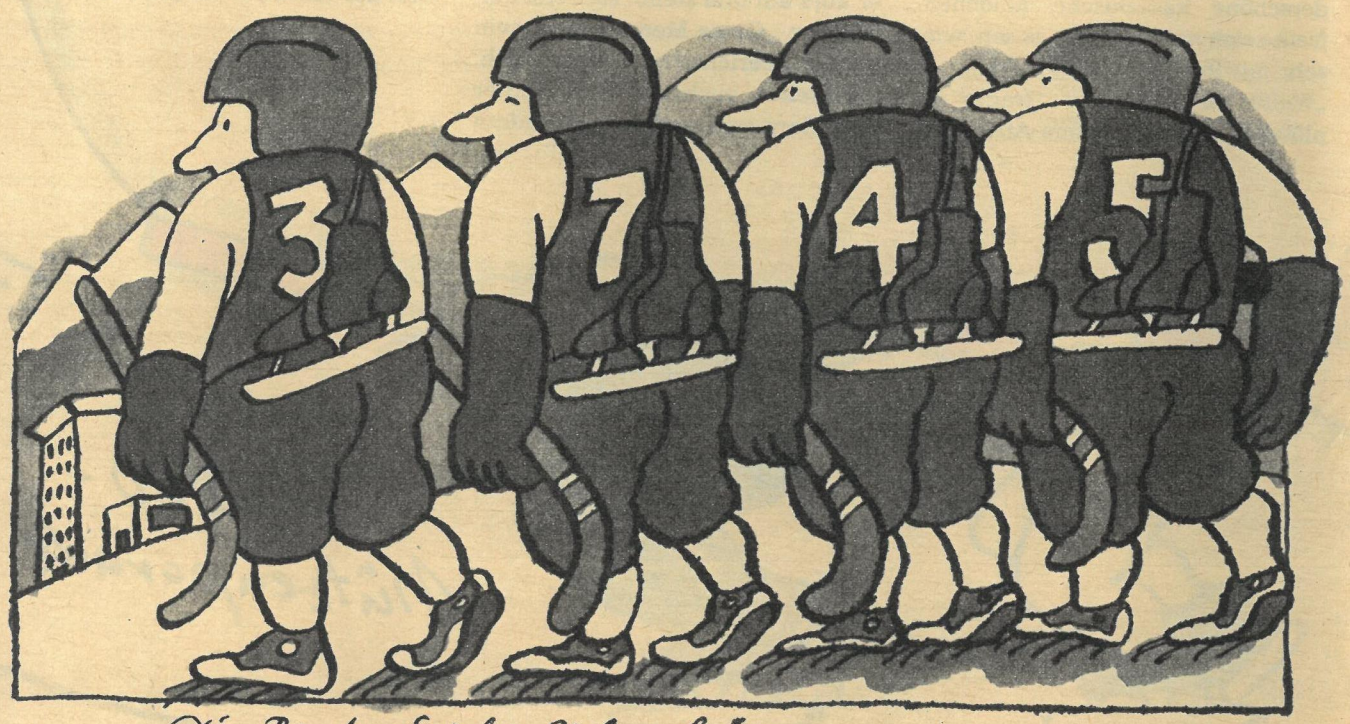
Kaum hatten wir im Fond des Wagens Platz genommen, da ging die Fahrt auch schon los. Und zwar durch dicksten Nebel. Man sah die Hand vor Augen nicht. Oder nur kaum. Als der Taxifahrer unsere verzweifelten Gesichter sah, lachte er kurz auf und stellte sich erst einmal vor. „Orasz Medeubai ist mein Name“, berichtete er freundlich. Da hielten auch wir nicht hinter dem Berg und erzählten freimütig über unser Woher, Wohin und Warum. Als Orasz Medeubai von dem sportlichen Großprojekt hörte, welches uns erwartete, war er hell begeistert und tröstete uns mit gezielten, aber guten Worten. „Laßt euch von dem Nebel nicht abhalten“, beschwor er uns, „der wird sowieso in Kürze weg sein. Medeo liegt sicher im Sonnenschein. Denn obwohl diese Eisperle nur 16 Kilometer von Alma-Ata entfernt angesiedelt ist, hat doch das Wetter von Alma-Ata dem Wetter von Medeo überhaupt nichts zu sagen. Ja, die beiden sind sich sogar spinnefeind…“

Man merkte es unserem Orasz Medeubai richtig an, wie sehr er auf seiten Medeos stand. Seiner Aussage nach war das Wetter von Medeo immer schön, während das von Alma-Ata machte, was es wollte. Er war ein solcher Lokalpatriot, daß ich ihn auf den Kopf zu fragte, ob er nicht unter Umständen ein Verwandter des sagenhaften Medeo sei, der vor uralten Zeiten die Bergwelt des Alatau-Gebirges bevölkert

MEDEO

hatte. Da wurde Orasz Medeubai stolz wie eine rote Tomate, gab seinem Wagen die Sporen, und rief: „Aha, man sieht es mir also an…“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, da durchbrach unser Wagen einem Wunder gleich die Nebelwand, und strahlender Sonnenschein badete sich in der erhabenen Bergwelt des Alatau, welche ja schließlich auch nichts anderes ist als ein Ausläufer des Tienschan.
Natürlich wollten wir nun alles ganz genau wissen.
„Ja“, sagte Orasz Medeubai bescheiden, „ich bin ein Nachkomme des alten Medeo, der aber in seiner ursprünglichen Form nicht Medeo geheißen hat, sondern Medeubai. Was im deutschen soviel bedeutet wie: der Wohlhabende. Erst unsere moderne Zeit machte aus Medeubai Medeo. Aber wohlhabend war er recht wohl, mein Vorfahre, denn immerhin gehörte ihm das ganze, menschenleere Alatau-Gebirge. Seine Berghütte stand irgendwo dort, wo sich heute das modernste, schnellste, schönste, großzügigste Eisstadion der Welt breitmacht. Doch leider, leider… Der alte Medeubai konnte trotz seines Reichtums nicht in Frieden leben, weil ein alter, böser Berggeist seine Kreise störte. Immer dann, wenn es ihm gerade paßte, schickte er riesige Schlammlawinen gegen meinen Vorfahren los, die sich dann von des Berges Höh in die Tiefe wälzten, alles unter sich begrabend, was nicht rechts und links ihres Weges lag. Das ging so lange, bis der alte Medeubai immer älter und müder wurde und eines Tages einfach wegstarb. Nun hatte sein Sohn den bösen Berggeist auf dem Hals. Das ärgerte ihn natürlich dementsprechend. Aber auch er konnte nichts dagegen unternehmen. Das ging die ersten Jahrtausende so, und dann die nächsten Jahrhunderte weiter. Ja, selbst als sich um 1850 herum das heutige Alma-Ata zu Füßen des Alatau formierte, hörte der Berggeist nicht auf zu stänkern. Jetzt allerdings hatte er es nicht mehr nur mit dem alten Medeubai und seinen Nachfahren zu tun, sondern mit einer immer stärker anwachsenden Zahl von Einwohnern. Und was das Schlimmste war: Je moderner die Zeit wurde, um so weniger glaubten die Menschen an die Existenz des Berggeistes. Das ärgerte ihn natürlich mächtig. Vor allem, als nun einige Verwegene begannen, das Bergreich des alten Medeubai oder Medeo wissenschaftlich zu durchleuchten. Dabei stellten sie ei-





Die Bandy-Spieler ziehen heim.

nes Tages erschreckt fest, daß in dem Halbring der Berge, die Alma-Ata umgeben, über 70 Moränenseen liegen, die von 23 großen Gletschern gespeist werden. Zwei Drittel dieser Wassermenge strömt ganz normal in die Flüsse, der Rest aber setzt sich feige in den Moränen, Eisgrotten und im gefrorenen Sandstein fest. Nun hatte man den bösen Berggeist wissenschaftlich bei den Wurzeln gepackt. Aber ehe man noch etwas unternehmen konnte, schmolzen die Gletscher wieder einmal durch eine ungewöhnliche Hitzewelle davon, und in der Nacht vom 8. zum 9. Juli 1921 fielen anderthalb Millionen Kubikmeter Schlamm und Geröll über Alma-Ata her…"

Unser Taxifahrer Orasz Medeubai, der stolze Nachfahre des alten Medeo, schwieg erschöpft. Nutzen wir die Pause, um aus einer alten Zeitung zu zitieren: „Die Menschen begriffen gar nicht sofort, was geschehen war. Augenzeugen berichteten später, wie ganze Häuser, aus festen Baumstämmen gefügt, mit dem Fundament aus dem Erdreich gerissen und vom Strom fortgespült wurden. Sie schwammen dahin, und die Petroleumlampen in den Fenstern brannten noch…"

„Nun", fuhr Orasz Medeubai erleichtert fort, „heute ist der Spuk Gott sei Dank vorbei. 1963 nämlich wurde durch eine gezielte Sprengung, in der nicht weniger als 3600 Tonnen Sprengstoff in die Luft gingen, ein gewaltiger Felsdamm errichtet. Und was soll ich euch sagen? Er bestand 1973 hervorragend seine Bewährungsprobe. Da nämlich wollten sich die Moränen wieder einmal groß aufspielen und jagten vier Millionen Kubikmeter Schlamm- und Geröllmassen den Berg herab. Aber der Dammkörper fing diesen Ansturm von etwa 120 Millionen PS spielend ab. – So, meine Lieben", mit diesen Worten beendete Orasz Medeubai seine Erzählung, „damit hatte der alte, böse Berggeist endgültig ausgespielt. Medeo aber, hier seht ihr sein prachtvolles Stadion, der lebt."

Mit stolzem Schwung lenkte Orasz Medeubai sein Fahrzeug bis an die Eisfläche, fing es schlitternd ab, und endlich waren wir am Ziel unserer Träume.

Da stand es nun. Nicht irgendwie hineingewurschtelt in die Natur, sondern von erhabener, wenn auch eiskalter Schönheit. Neunzehn Fahnenstangen reckten ihre Masten in die Höh. Anfangs erschien uns das wenig, da doch über hundert Nationalitäten in Kasachstan leben. Doch nach einigem Nachdenken sagten wir uns: Nicht jeder kann ja schließlich so schnell Schlittschuhlaufen wie wir. Rein international gesehen. Aber wir kamen gar nicht richtig dazu, das Stadion zu bewundern, da eilte auch schon der Hauptingenieur Wladimir Büller auf uns zu, um mit Nachdruck darauf hinzuweisen, daß Medeo auf einem Fundament von 35 000 m³ Beton ruht, seine Kälte durch 170 Kilometer Rohre verteilt, 10 000 Besucher anlocken kann, eine 112 × 40 Meter große Eisfläche sein eigen nennt und uns eine 400 Meter lange und 15 Meter breite Bahn für unseren Weltrekord zur Verfügung stellen kann.

Nachdenklich schaute ich aufs Eis. Es sah irgendwie grünlich gelb aus. „Ist es mit Waldmeister-Geschmack", fragte ich vorsichtshalber Wladimir Büller. Schließlich hängt davon ja ganz entscheidend die Wahl der Schlittschuhe ab.

Er aber verneinte entschieden. „Unser Eis", so erklärte er, „ist grundsätzlich ohne aromatische Zutaten. Wir benutzen nur das reine Wasser der kleinen Alma-Atinka, eines niedlichen Gebirgsflüßchens, welches selbstlos an Medeo vorbeifließt und völlig frei ist von Kalk, Magnesium und anderen Salzen. Das erhöht die Gleitfähigkeit. Aber bitte, probieren Sie doch selbst…"

Nun kam sie, die Stunde der Wahrheit. Langsam zogen wir uns den gelben Sicherheits-Dreß an. Gleichzeitig beratschlagten wir ausgiebig. Welcher Distanz wollten wir uns stellen!? „Die 500 Meter sind einfach unserem Können nicht angepaßt", sagte richtigerweise Bofi.

„Die 10 000 Meter aber auch nicht", gab ich zu bedenken, „so viel Zeit haben wir einfach nicht."

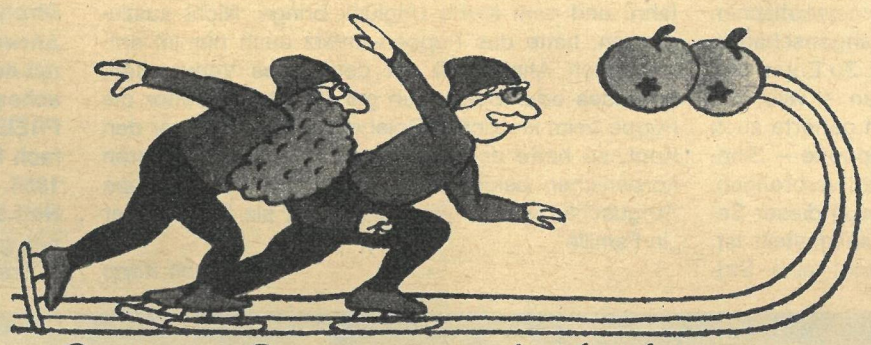
Schließlich einigten wir uns auf eine Strecke von 4216 Metern. Das war in zweierlei Hinsicht genau das Richtige für uns. Erstens konnten wir sicher sein, daß es uns gelingen würde, gerade über diese Strecke den ersten Weltrekord der Welt aufzustellen. Und zweitens war das eine echte Chance, nicht an den Olympischen Spielen teilnehmen zu müssen. Den einzigen Schwachpunkt in unserer Rechnung deutete Bofi an: „Hoffentlich nimmt das Olympische Komitee die 4216-Meter-Distanz nicht doch noch ins olympische Programm auf. Wenn die erst von unserem Weltrekord hören…" Mit diesem Damoklesschwert über dem Haupt mußten wir eben leben.

Langsam aber sicher betraten wir das Eis. Wir wechselten noch ein paar Worte mit der Lichtschranke, dann schob Wladimir Büller uns an. Langsam gewannen wir an Fahrt. Schon nach einigen Metern merkte ich, mit welch vollendeter Harmonie ich mich bewegte. Auch Bofi nahm sich nicht schlecht aus, obwohl man über den künstlerischen Wert seiner Gleitart sicherlich streiten kann. Sei's drum. Der Lauf wurde schneller und schneller. Wie gewöhnlich lagen wir gleichauf. Und sicherlich wäre alles gut gegangen, hätte Bofi nicht plötzlich entsetzt gerufen: „So eine Gemeinheit, die haben ja eine Kurve eingebaut." Aber da war schon nichts mehr zu retten. In rasender Geschwindigkeit steuerten wir auf das runde, eisglatte Hindernis zu. Verzweifelt legten wir uns in die Kurve. Mit gewaltigen Schritten trieben wir unsere Körper vorwärts. Der Kopf dröhnte, das Eis klirrte, und langsam fingen die Kufen unserer Schlittschuhe an zu glühen. Im Scheitelpunkt der Kurve griff plötzlich die Zentrifugalkraft zu. Mit gewaltiger Wucht riß sie uns von den Beinen, trieb uns in Richtung Stadionausgang… In rasender Fahrt verließen wir einträchtig Medeo…

☆☆☆

Irgendwann am Abend erwachten wir stöhnend im Hotelzimmer. Mitfühlend zeigte uns die Etagenfrau die Abendzeitung von Alma-Ata. Folgende Notiz stand darin: „Eine sonderbare Erscheinung konnte heute aus Medeo kommend in den Straßen von Alma-Ata beobachtet werden. Zwei gelb gekleidete Kometen durchquerten auf dem Hintern sitzend in Weltrekordzeit die Hauptstraßen der Hauptstadt. Ohne daß sie identifiziert werden konnten, verschwanden sie auf unbekannte Weise in einem Hotel."

Nachdenklich lasen wir die Notiz. Und plötzlich sagte Bofi: „Siehst du, und da heißt es immer, im November könnte man in Medeo keine Weltrekorde aufstellen."



Im nächsten Heft:

Auftakt in Sarajevo

In Wort und Bild berichtet FREIE WELT über die ersten Wettkampftage der XIV. Olympischen Winterspiele, die am 8. Februar im Kosevo-Stadion von Sarajevo eröffnet werden.

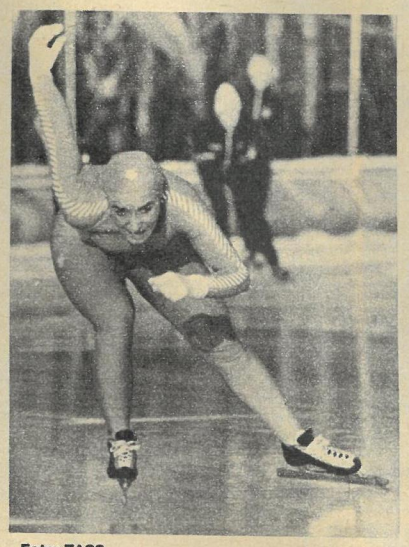
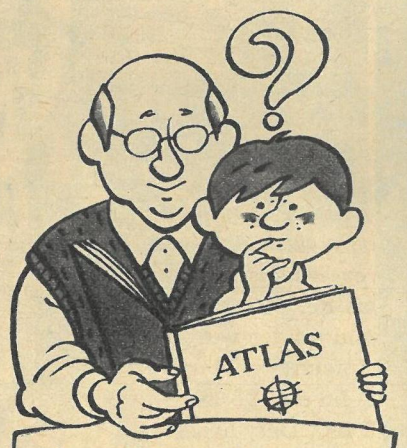


Foto: TASS

Neue FW-Serie

Iwan Kolesnitschenko kam im Juli 1945 als Leiter der Sowjetischen Militäradministration nach Thüringen. Der ehemalige Gardegeneral erinnert sich an die schweren Tage des Wiederaufbaus.



Eine Wolgareise…

und vieles andere mehr können Sie gewinnen, wenn Sie mitmachen bei der großen FREIE-WELT-Leseraktion!

Zeichnung: R. Schwalme

Das Gesicht

Durch Paradoxien schockierend, Widerspruch provozierend, niemals dozierend, vielseitig und aufgeschlossen, zusprechend, wo schöpferischer Zweifel sich regt, zupackend, wo bornierte Sicherheit Verdacht erregt und die Jungen vorwärtstreibend … so erleben Freunde und Partner ihren Genossen Professor Dr. Jürgen Kuczynski.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Foto: Volkmar Billeb

Die Anonyme aus der Heidenzeit

Wenn die ersten Sonnenstrahlen das nahe Ende des Winters ankündigten, begann für die Dorfbewohner Mittelrußlands eine fröhliche Zeit karnevalistischen Treibens. Die langen Monate der Gefangenschaft in dumpfen, lichtlosen Hütten war vorbei. Zu Ehren des Fruchtbarkeitsgottes Jarilo feierte man – wild und ungestüm – das Frühlingsfest. Zu ihm gehörte auch der Ritus, eine menschengroße Strohpuppe – Sinnbild des Winters – auf dem Dorfplatz zu verbrennen. Eine von der Art, die, wie alles Spielzeug dieser Serie, im Sagorsker Spielzeugmuseum ausgestellt ist, und die wir heute vorstellen möchten: eine Striguschka. Die hier abgebildeten wurden allerdings erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts angefertigt. Der Bauer nahm ein Strohbündel, knickte es in der Mitte, band Hals und Taille ab. Die Arme wurden geflochten bzw. gedreht! Nach altem Brauch durfte die Striguschka kein Gesicht haben, denn die heidnische Legende besagte, daß dann der böse Geist in sie fahre und dem Kinde Unglück bringe. Nicht auszudenken, hätte das Puppen-Antlitz auch nur im entferntesten Ähnlichkeit mit dem eines Verwandten, Freundes oder Bekannten gehabt. Denn: Verlor die Puppe beim kindlichen Spiel einen Arm oder gar den Kopf, so hatte der, dem sie ähnelte, mit schweren körperlichen Leiden zu rechnen. Die Bauernpuppe Striguschka wurde nicht gehandelt, sie blieb immer „in Familie".

Karin Kopp

UNSERE FRAGE:
Der sowjetische Autor Alexander Wolkow schuf die Märchenbuchreihe „Der Zauberer der Smaragdenstadt". In den Büchern spielt neben dem Mädchen Elli und dem Hündchen Totoschka eine Strohpuppe mit. Wie heißt sie? Antwort bitte auf einer Postkarte mit dem Serien-Kennwort „Russisches Kinderspielzeug 3" an FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 15. 2. 1984. Auflösung und Gewinner in Heft 5/84, Leserforum. Sie können gewinnen 1. Preis 150,– M; 2. Preis 100,– M; 3. Preis 50,– M.